Zeitschrift: Die neue Schulpraxis
Band: 5 (1935)
Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE NEUE SCHULPRAXIS

SEPTEMBER 1935 5. JAHRGANG / 8. HEFT

Inhalt: Wir malen mit Wasserfarben. — Ein naturkundlicher Ausflug im September. — Zum Geographieunterricht. — Aufsatzrückgabe. — Freundschaft. — Mehr Formen mit Ton! — Beim Bäcker.

Wir malen mit Wasserfarben

Von Max Eberle

Wenn jüngere Schüler immer mit Farbstiften »gemalt« haben, bringt ihnen der Farbkasten ein neues Gestaltungserlebnis. Er birgt eine Menge großer Geheimnisse, die erforscht werden möchten. Oft beherrschen aber auch Unsicherheit und eine leise Angst das Kind und hemmen es in seiner Arbeit. Es braucht die Hilfe des Lehrers, um in diese neue Wunderwelt einzudringen. Das Malen muß dem Kinde zu einem Quell der Freude werden, denn stetiger Mißerfolg entmutigt. Die Einführungsaufgaben werden so gestellt, daß die fortschreitende Arbeit das Vertrauen weckt. Wenn ewig nörgelnde Mahnung die Arbeit behindert, dann wird das, was Abwechslung und Freude bringen wollte, bald zum Überdruß und weckt erst recht neue Hemmungen. Die ersten Aufgaben müssen freies, frohes Schaffen und Suchen erlauben.

Die folgenden Übungen können mit irgend einem Farbkasten durchgeführt werden. Immerhin leistet der Lehrer dem Schüler einen guten Dienst, wenn er ihm beim Kauf von Farben beratend hilft. (Weihnachtswunschzettel, Geburtstagswunsch.) Für ärmere Schüler muß die Schule oder die Klasse einige Malschachteln bereitstellen. Wasserfarben in Knopfform sind sparsamer im Gebrauch und trocknen nicht ein. Für den Anfang genügt eine Reihe von sechs Farben:
Chromgelb, Zinnoberrot, Karmin, Preußischblau, Ultramarin und Schwarz.

Für den Schulgebrauch am einfachsten und vor allem am praktischsten sind die Knopffarben von Günther Wagner (Pelikan Wasserfarben für Studien), die in festen Schienen sitzen, leicht herausgehoben und ersetzt werden können und mühelose Reinigung der Farbschachtel erlauben. Die Farbenreihen werden in jeder gewünschten Zusammenstellung geliefert und können für obere Klassen beliebig ergänzt werden.

Um ruhiges Arbeiten unter Aufsicht zu ermöglichen, werden am besten zwei Wasserkessel (rostfreie Confitürenkessel) aufgestellt. Einer dient zum Leeren der Malgläser, aus dem andern kann sauberes Wasser nachgeschöpft werden. Die Gläser werden auf einen weißen Lappen oder auf eine Unterlage von Zeitungspapier gestellt, um die Schulbänke zu schonen. Zum Wasser holen, Kessel leeren, Pinsel und Gläser reinigen usw. werden zwei Schüler für einen Monat bestimmt. Je straffer die Ordnung, um so größer der Arbeitserfolg und umso müheloser die Führung.

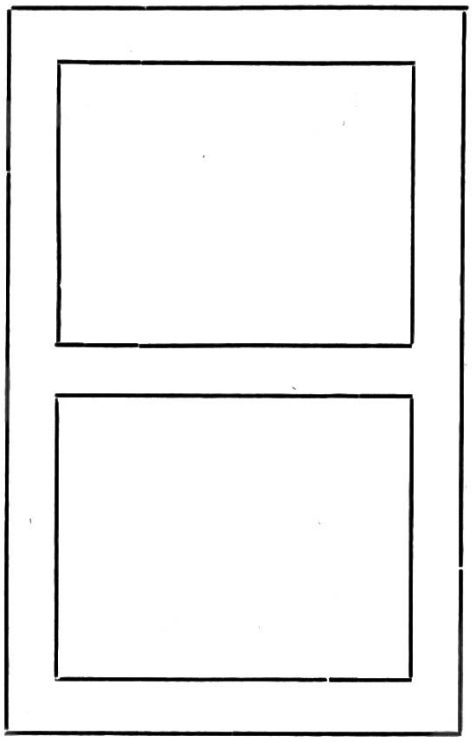


Abb. 1.

Für die ersten Arbeiten eignet sich weißes Zeichnungspapier am besten (14,5 cm × 21 cm). Wir ziehen einen linealbreiten Rand und einen solchen Mittelsteg. Abb. 1. Dadurch wird das »Wellen« des Blattes vermieden, das später auch auf der Rückseite bemalt wird.

1. Wir malen in unser Viereck von jeder Farbe einen Fleck. Pinsel immer wieder sauber ausschwenken. Die Schüler benennen die Farben.

2. Wir ordnen die Reihe: Gelb, Rot, Blau, Schwarz. Dieses Blatt kann nachher mit den angeschriebenen Farbnamen in den Malkasten gelegt werden.

3. Ein Viereck ist mit der schönsten Farbe kräftig auszumalen. Erkenntnis: Um eine größere Fläche zu bemalen, muß die Farbe mit genügend Wasser gemischt werden. Kastendeckel als Palette.

4. Wir füllen wieder ein Viereck mit der gleichen Farbe aus. Diese soll aber ganz duftig und zart wirken (rötlich, bläulich). Erkenntnis: Es bleibt Farbe übrig, oder es mußte noch welche nachgerichtet werden. Welche Menge reicht für die vorliegende Fläche?

Abb. 2.

5. Abstufen von der kräftigen Farbe zur zarten. Erkenntnis: Das Wasser muß auf der Palette zugesetzt und immer mit der Farbe neu vermischt werden, damit keine Ränder entstehen. Abb. 2.

6. Abstufen vom Wasser zur kräftigen Farbe. Übung im Mischen der Farbe mit Wasser auf der Palette. Erkenntnis: Soll ein Farbton hell und duftig erscheinen, nehmen wir viel Wasser und ganz wenig Farbe. Wir verzichten auf das Zumischen von Weiß.

7. Anwendung von Übung 5 und 6. Malen vom Hellen (Wasser) über das Dunkle (kräftiger Farbton) wieder zum Hellen.

8. In unserem Farbkasten fehlt die grüne Farbe. Viele Schüler wissen, daß aus der Mischung von Gelb und Blau das Grün entsteht. Wir malen nasse Gelbflecken auf das Papier (Pinsel ausschwenken). Dann setzen wir blaue Flecken in die Zwischenräume, sodaß sie mit den

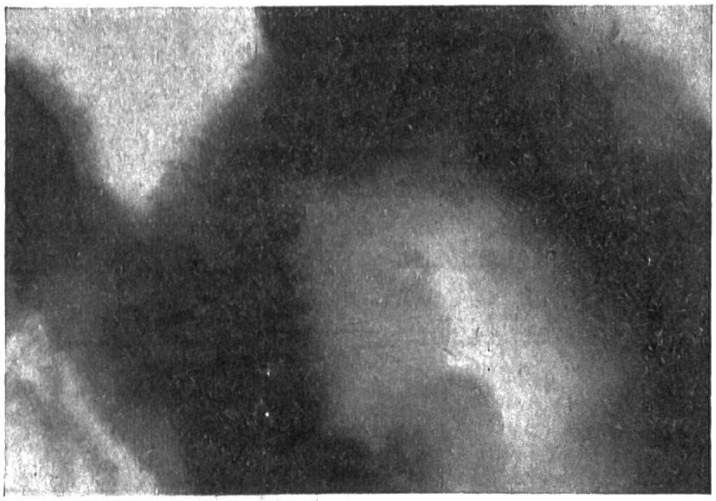


Abb. 3.

gelben Flecken verlaufen. Abb. 3. Erkenntnis: Gelb und Preußischblau mischen sich zu einem leuchtenden Grün. Ultramarin und Gelb ergeben ein mattes Grün, das ins Graue sticht (Olivgrün).

9. Wir malen das Viereck mit einem kräftigen Gelb aus und ziehen mit Preußischblau leicht gewellte Linien waagrecht in das Gelb. Abb. 4a.

10. Wir malen das Viereck zuerst mit Preußischblau aus und ziehen von der linken Ecke aus gelbe Strahlen. Abb. 4b. Erkenntnis: Das Gelb erstickt fast im kräftigeren Blau. Wenn wir zwei Farben zu einem leuchtenden Ton mischen wollen, nehmen wir die hellere Farbe immer zuerst und setzen die dunklere zu. (Farbstoffersparnis! Sehr wichtig für die Braunmischungen aus Farbton und Schwarzzusatz.)

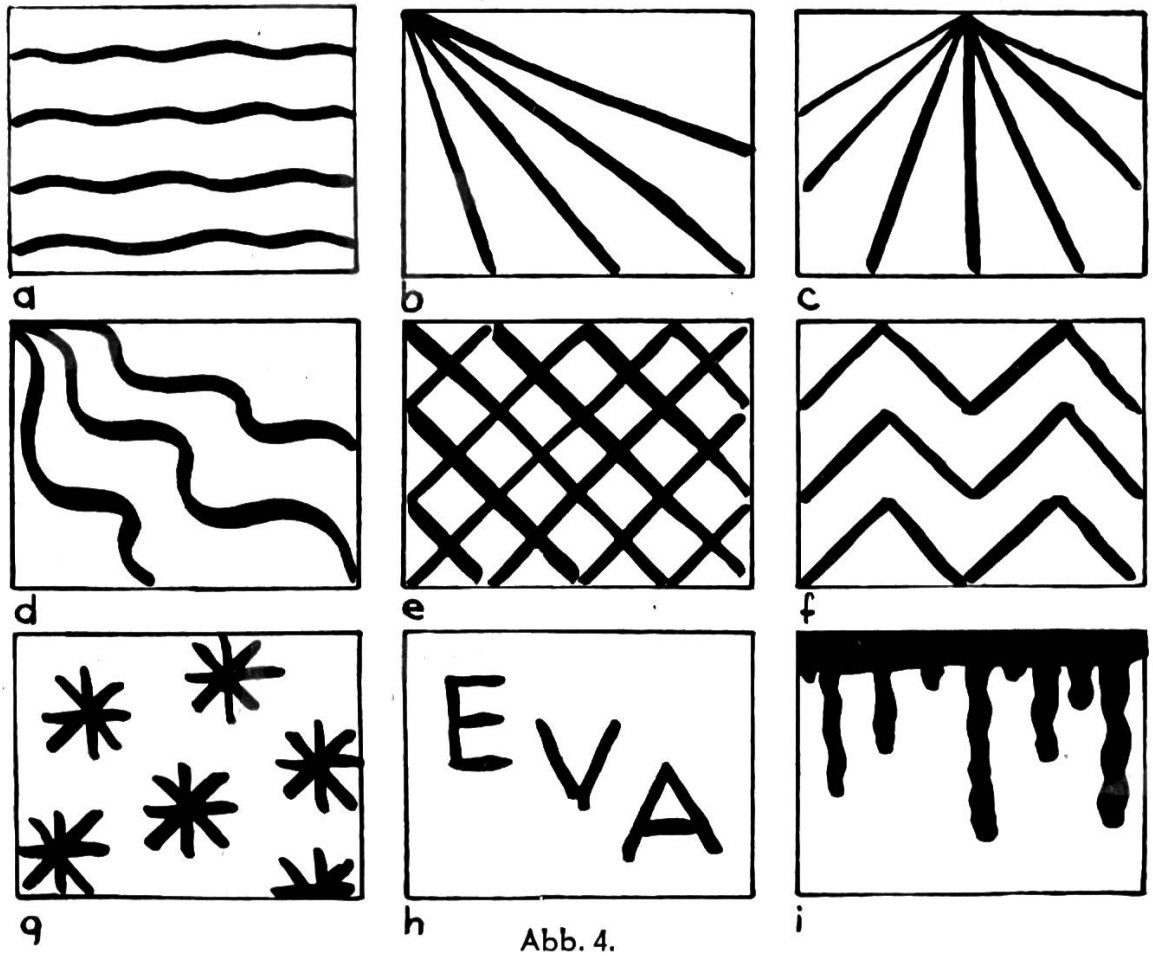


Abb. 4.

11. Auf ähnliche Weise sollen die Schüler das Mischen von Violett und Orange selber erproben. Die Abbildung 4 zeigt Aufgabenmög-

lichkeiten, die nach Tafelskizzen ausgeführt werden können. Die letzte Übung (Abb. 4 i) ist besonders reizvoll. Wir stellen ein Rieselpapier im Kleinen her. In den oberen Rand der karminroten Fläche setzen wir einen satten Streifen Ultramarin und lassen ihn in die Fläche rinnen.

Im übrigen liegt es im Sinne der Aufgaben, daß sie ohne Vorzeichnung, aus freiem Pinselzug heraus gestaltet werden. Der Papierrand dient dazu, das Malblatt linkshändig zu halten; er darf den kecken Zug des Pinsels nicht beeinträchtigen. (Besonders schöne Lösungen können nachher ausgeschnitten und aufgeklebt werden.)

Das Erkennen der richtigen Mischung muß aus dem Versuch herauswachsen. Die Frage: »Wer weiß, wie Violett gemischt wird?« fordert zum Versuch auf, Rot und Blau ineinanderfließen zu lassen. Die einen Schüler werden es mit Zinnoberrot und Preußischblau versuchen, andere mit Zinnober und Ultramarin, die dritten mit Karmin und Preußischblau und die vierten mit Karmin und Ultramarin. Der Vergleich der Übungsblättchen erst ergibt die Erkenntnis, daß nur Karmin und Ultramarin ein sauberes Violett ergeben. Der Mißerfolg wird durch eine neue Aufgabe korrigiert.

Ebenso muß der Versuch beweisen, daß wir ein kräftiges Orange mit Gelb und Zinnoberrot erreichen.

Die Tafelanschrift stellt das Ergebnis zusammen:

Gelb und Preußischblau = Grün
Karmin und Ultramarin = Violett
Gelb und Zinnoberrot = Orange.

In neuen Versuchen werden Gelbgrün und Blaugrün, ein helles und ein dunkles Violett, Gelborange und Rotorange gemischt.

12. Wir fragen uns: Welche Farben können wir nicht durch Mischung erhalten?

Gelb, Rot, Blau. Grundfarben.

Wir zaubern mit diesen Farben!

Der Lehrer hält eine gelbe Mütze oder ein gelbes Blatt vor die weiße Wand. Die Schüler betrachten es eine Minute lang und schauen auch dann noch auf die gleiche Stelle, wenn der Gegenstand rasch weggezogen worden ist. Die Beobachtung wird mit Farbenkreide zeichnend notiert (Quadrate oder Kreise).

Gelb ergibt Violett.
Rot ergibt Grün.
Blau ergibt Orange.

Mit Buntpapierquadraten zeigen wir, daß:

Violett Gelb,
Grün Rot und
Orange Blau ergibt.

Wir finden ein Gesetz aus diesen Versuchen:

Eine Grundfarbe ergibt immer eine Mischfarbe.
Eine Mischfarbe ergibt immer eine Grundfarbe.

Die Ergänzung zu einer Grundfarbe entsteht durch die Mischung der beiden andern Grundfarben. Abb. 5a. Nun stellen wir die Erkenntnisse im sechsteiligen Farbenkreis dar. Abb. 5b.

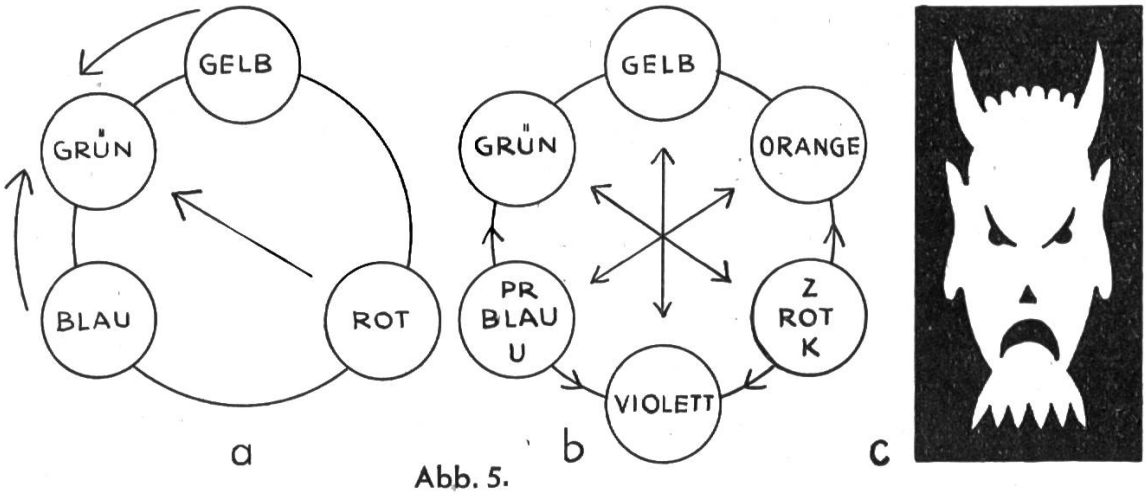


Abb. 5.

Zum Schluß der Zauberei legen wir eine weiße Teufelsfratze (Faltschnitt) auf ein schwarzes Blatt, und — ein schwarzer Teufel grinst von der weißen Wand, nachdem wir Schnitt und Blatt weggezogen haben. Abb. 5c.

Dieser Versuch mit den Komplementärfarben (Ergänzungsfarben) soll die Mischungsergebnisse auf fröhliche Art festhalten.

13. Übung im Zusammenstellen der Farben. (Siehe Neue Schulpraxis, Maiheft 1934, Seite 193.) Die Skizze einer Häuserreihe soll von der Wandtafel abgezeichnet und ausgemalt werden. Wir fragen: Welche Zusammenstellung wirkt z. B. schöner: Ein grünes Haus mit orangen Läden oder ein oranges Haus mit grünen Läden? Wir vergleichen die Einzellösungen.

14. Sehr oft sollten wir mit brauner Farbe malen. Wir versuchen aus irgendwelchen Farben ein Braun zu mischen. Wie viele Farben doch in unserem Kasten stecken, die wir kaum benennen können! Die schönsten Brauntöne entstehen aus Orange und Schwarz oder aus Zinnoberrot und Schwarz.

Wir malen von Orange zu Schwarz, indem wir auf der Palette dem Farbton immer noch ein bißchen Schwarz beimischen.

Nach Übung 8 erproben wir die Mischung von Zinnober und Schwarz.

15. Wir malen von Wasser zu Schwarz. Erkenntnis: Grautöne mischen wir nicht aus Schwarz und Weiß, sondern wir setzen dem Schwarz nur Wasser zu.

16. Zum Schluß lassen wir aus lauter ineinanderfließenden Farbflecken noch ein Ostereierpapier entstehen. —

Wenn die Welt in lodernden Farben glüht, malen wir herbstliche Blätter nach. Als vorbereitende Übung versuchen wir, die schönste Stelle des Herbstblattes nachzumischen. Erst nachher zeichnen wir eine schlichte Blattform groß auf und malen sie Naß in Naß aus. (Größe des Zeichnungsblattes 14,5 cm × 21 cm.) Abbildung 6.

Alle unsere Übungen sollen nicht zur Aquarelltechnik führen, sondern sie dienen »der Eroberung« des Farbkastens. Die Schüler sollen mischen lernen, damit sie sich von den Dingfarben lösen. Je weniger Farben der Kasten enthält, um so notwendiger wird das Mischen, um so farbenkräftiger und um so lebendiger werden aber auch die

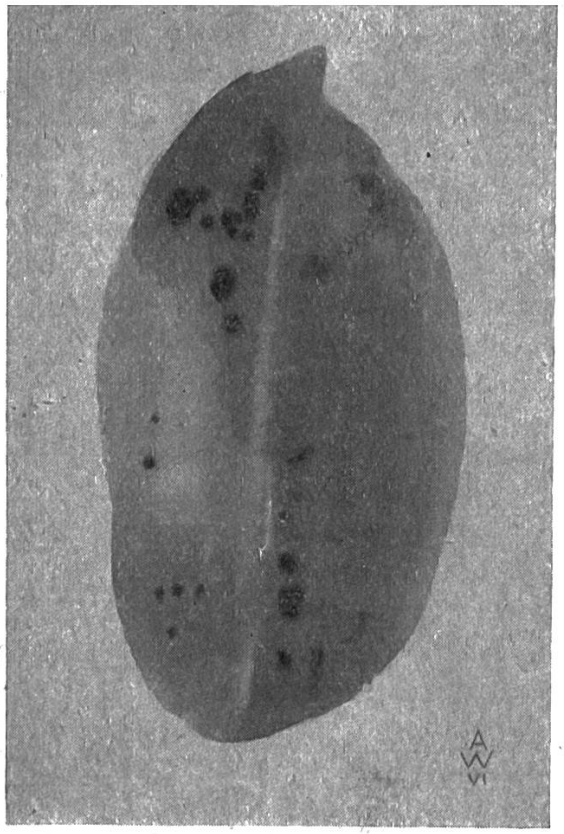


Abb. 6.

Bildchen. Nur auf dem Wege des Versuches erleben die Kinder den Ausdruckswert der Farbe. Nur durch das Mischenmüssen kann farbenschöpferisches Gestalten geweckt werden. Vielerlei Farben im Kasten verleiten den Schüler dazu, nur die vorhandenen Töne als Dingfarben zu verwenden. Sie unterbinden ein frohes Probieren und lassen den Farbensinn verkümmern. Die Übungen aber wecken selbsttätiges, frisches Arbeiten und geben durch ihre Einfachheit dem Schüler Mut und Vertrauen zum Malen.

Neben der Malarbeit, die in der Primarschule immer stark koloristisch bleiben wird, dienen uns die Farbstifte weiter, besonders wenn es gilt, Aufgaben mit vielen Einzelkleinigkeiten farbig zu gestalten (Jahrmarktsplatz, Kinderfest usw.). Für solche Aufgaben ist der Farbstift vorzuziehen, weil er sich für die Füllung kleiner Flächen besser eignet, saubereres Schaffen ermöglicht und den Schüler weniger ermüdet. Für flächige Arbeiten (Fastnachtslarve usw.) aber werden die Kinder gern zum Pinsel greifen und sich — hoffentlich mit dem Lehrer — an der Leuchtkraft der Farbenwelt erfreuen.

Ein naturkundlicher Ausflug im September

Von Fritz Schuler

Wir stehen vor den Ferien. Herbstliche Wärme lockt uns hinaus ins Freie. Es wird wohl einer unserer letzten Beobachtungsgänge sein. Wenn wir nachher wieder zusammenkommen, hat das große Sterben in der Natur schon lange begonnen. Heute aber merken wir noch nicht viel davon. Wir rufen das Leben des ganzen vergangenen Sommers und all seiner Geschöpfe noch einmal in unserer Erinnerung wach. Wohl zeigt sich gegenüber dem Frühling und Hochsommer eine Veränderung. Da beschäftigte uns am meisten das Blühen und Werden. Wir hatten die Zeit des tätigsten Lebens um uns. Heute ist diese schon bald abgeschlossen. Wohl grüßen uns noch hier und dort buntfarbige Blütenblätter. Es umgaukeln uns noch Schmetterlinge; die emsigen Bienen fliegen noch von Blüte zu Blüte. Aber auch in uns hat sich eine Veränderung vollzogen. Wir sind gar nicht mehr so auf jedes Blümchen erpicht. Ihre Geheimnisse haben sie uns im Laufe des Sommers preisgegeben. Wir denken wohl noch an all die mannigfaltigen Blütenformen, die uns die Natur offenbart

hat, an die ebenso vielen verschiedenen Wege, die im Laufe der Jahrtausende ausgedacht und ausprobiert wurden in der Sorge um eine günstige und sichere Bestäubung und Befruchtung. Wir freuen uns dieses herrlichen Dienstverhältnisses zwischen Insekten und Blumen, des gegenseitigen Dienens und Helfens, das uns im Laufe des vergangenen Sommers so mannigfaltig und in unendlich vielen Erscheinungsformen vor Augen geführt wurde.

Heute aber stehen wir mitten in der Zeit des Reifens. Viele Geschöpfe haben die hohe Zeit ihres Lebens schon überschritten. Da haben wir z. B. die einjährigen Pflanzen. Mit dem beginnenden Winter ist ihr Leben dahin. Ihre einzige Sorge gilt noch der Erhaltung der eigenen Art. In einem kleinen Bruchteil ihres Körpers, den Samen, wird das Leben weitergeführt werden, den langen Winter über noch schlummernd, dann aber im Frühling zu neuem herrlichem Leben erwachend. Wir suchen auf unserem heutigen Gang und aus unserer Erinnerung einige einjährige Pflanzen zusammen und kommen in kurzer Zeit auf eine recht hübsche Anzahl. Aus dem Lebensgebiet des Getreidefeldes ist es in erster Linie das Getreide selber, dann aber auch getreue Begleiter wie Kornrade, Hohlzahn u. a. m. Im Garten stoßen wir auf Bohne, Erbse, Kürbis, Feldsalat; im Feld, am Waldesrand und im Wald auf Kleeseide, einige Knötericharten, den Erdrauch, dessen kümmerliche Überreste wir eben noch finden, den Hopfenklee, die Futterwicke, die Taubnessel, den Borretsch, die breitblättrige Wolfsmilch und viele andere.

Von einigen dieser Pflanzen wollen wir die Dauer ihres ganzen Lebens feststellen. Dies gelingt uns leicht an den oben genannten Gartenpflanzen:

Name:	Keimen der Samen:	Dauer der Blütezeit:	Samenreife und Absterben:

Wo der Wechsel der Jahreszeiten einen langen lebensfeindlichen Zeitabschnitt mit sich bringt, wie dies in unserem Lande der Fall ist, treffen wir viele Pflanzen, die in der günstigen Jahreszeit ihren ganzen Lebenslauf von Samen zu Samen abschließen. Je besser es die klimatischen Verhältnisse erlauben, umso mehr treten zweijährige und dauernde Gewächse auf. Je länger eine Pflanze lebt, um so mehr nimmt sie sich zu ihrer Fortpflanzung Zeit. Durch eine ganze Reihe von Versuchsanordnungen sind wir zu diesen Überlegungen gekommen. Wir haben z. B. bei der Bohne herausgefunden, daß die Samen, die wir im Herbst sammeln, nicht ohne weiteres sofort wieder keimen. Von der Reife bis zum Augenblick des Keimens verstreicht eine gewisse Zeit, die sogenannte Samenruhe. Bei der Bohne haben wir festgestellt, daß ihre Samenruhe bis nach Neujahr dauert. Folgende Versuchsanordnungen haben uns dazu verholfen:

a) Wir haben eben gereifte Bohnensamen verschiedener Sorten gesammelt und sie zu sofort anschließenden Keimversuchen so ver-

wendet, daß wir jede Woche einige Bohnen wogen, sie einen Tag lang ins Wasser legten und das Gewicht wieder feststellten. Nachher brachten wir die Samen in feuchtes Sägemehl und beobachteten ob sie keimten.
b) Eine Anzahl vorjähriger Bohnensamen legten wir ins Wasser zum Quellen und brachten sie zum Gefrieren, wenn nötig in einem Kühlschrank, dazu eine Anzahl, die wir nicht quellen ließen. Die beiden Versuchsgruppen kamen nachher in feuchtes Sägemehl an die Wärme zur Prüfung der Keimfähigkeit. Die gequollenen Samen erfroren und büßten ihre Keimfähigkeit ein.
Nun stehen wir vor einem Rätsel! Angenommen, es wüchsen nur wildwachsende Bohnen. Kein Mensch bekümmerte sich um sie. Ihre Samen würden im Herbst nicht mehr sorglich gesammelt und im Trockenen versorgt. Dann würden sie nach unseren Versuchserfahrungen nach Neujahr ihre Samenruhe aufgeben, Wasser aufnehmen, erfrieren und zu Grunde gehen. Verdanken Sie also in diesem Falle ihre Fortpflanzungsmöglichkeit dem Menschen? So sind die Pflanzen ja sonst gar nicht, daß sie sich auf uns Menschen verlassen. — Wir haben einen weiteren Versuch nötig.
c) Eine Arbeitsgruppe sorgt dafür, daß eine Bohnenstaude mit einigen gefüllten Hülsen den ganzen Winter lang im Freien bleibt. Sie hat zu beobachten, wann die ersten Samen aus den Hülsen fallen.
Wir wissen schon von Ausflügen im Frühling, daß z. B. Esche und Goldregen ihre Samen den ganzen Winter über behalten. Beim Goldregen entwickeln sich die Hülsen des Schmetterlingsblütlers. Sie sind feuchtigkeitsempfindlich. Bei schönem Wetter öffnen sie sich und lassen ihre Samen fallen. Sobald sie aber feucht werden, schließen sie sich und bewahren so die Samen vor Feuchtigkeit. So eilig, wie die einjährige Bohne hat es der Verwandte, der mehrjährige Goldregen mit der Vermehrung nicht. Seine Samen sind hartschalig und nehmen oft erst nach zwei bis drei Jahren Wasser auf. Zu früherem Quellen kann man sie nur bringen, wenn man ihre Schale mit einer Dreikantfeile anritzt.
Wir haben schon im Sommer gelegentlich verschiedene Keimversuche gemacht. Wir haben z. B. Löwenzahn ausgesät und beobachtet, daß schon nach wenigen Tagen neue Pflänzlein wuchsen. Der Löwenzahn blüht so früh im Jahr, daß es ihm ohne Mühe gelingt, noch im gleichen Jahr die neue Generation aufwachsen zu lassen.
Da, vor uns, sehen wir eine Wiese voll blaßvioletter Herbstzeitlosen. Wohl ist ihnen noch eine letzte Frist zum Blühen vergönnt, aber bald sterben die zarten Blütenblätter ab, und der Frost macht jedes Wachstum unmöglich. Tief im Boden aber schlummern die befruchteten Samen den Winter über, und erst, wenn die Sonnenwärme des folgenden Lenzes zu ihnen dringt, treiben die grünen Blätter der Herbstzeitlose, und die reifenden Samen werden über die Erde gehoben. So paßt sich jede Pflanze auf das Genaueste den Verhältnissen an. Das zeigt sich auch besonders deutlich bei der Verbreitung der Samen. Dort aus der Mauer ragen einige Stauden des gelbblühenden Schöllkrautes hervor. Über und unter ihnen

steigt die Mauer senkrecht in die Höhe, und es scheint uns auf den ersten Blick unmöglich, daß sie ihre Samen so anzubringen vermögen, um auch ihren Nachkommen den so beliebten Standort an der Mauer zu erhalten. Zu dieser vorgeschrittenen Jahreszeit sind sie längst verblüht. An den langen Schoten und dem gelben Milchsaft, der beim Abbrechen eines Zweigleins sofort reichlich fließt, ist dieser Kreuzblütler ohne weiteres zu erkennen. In den Schoten finden sich glänzendschwarze Samen mit einem deutlich auffallenden weißen Anhängsel. Solche Samen kennen wir! Wir haben sie beim wohlriechenden Veilchen, beim Schneeglöcklein, Immergrün, Wachtelweizen und auch bei der Taubnessel angetroffen. Es sind dies Samen, die von den Ameisen des süßen Anhängsels wegen verschleppt und so verbreitet werden. Ein kleiner Versuch bringt uns die Bestätigung: Die in der gleichen Mauer wohnenden Ameisen nehmen sie mit Begierde an und schleppen sie sofort weiter. Wir beobachten auch hier, daß nur die Anhängsel von den Ameisen verzehrt, die Samen selber aber liegen gelassen werden. Daß gerade das Schöllkraut seine Samen den Ameisen anvertraut, ist uns klar, wenn wir überlegen, auf welche andere Art es sonst die günstigen Plätzchen in der Mauer belegen könnte. Es bleibt ihm tatsächlich kein anderer Weg übrig. Wenn es sie z. B. durch eine mechanische Einrichtung, wie wir sie beim Storchenschnabel oder beim Springkraut feststellten, nur von sich schleuderte, so würden sie auf den Weg oder in den Graben fallen und dort liegen bleiben.
Das Schöllkraut aber liebt es, in freier Höhe zwischen Steinen zu wachsen. Da kommen nun die Ameisen und schleppen die Samen wieder hinauf in die Mauerritzen, wo auch sie ihre versteckten Wohnungen haben.

* * *

Wir sind an einem schönen Plätzlein angekommen, das zu einer kurzen Rast wie geschaffen ist. Wir überdenken nun die vielen Ausflüge, die wir den ganzen Sommer über unternommen, wieviel Stoff wir zusammengetragen haben, der zum großen Teil noch der Verarbeitung wartet. Dazu werden wir im Winter, wenn es im Leben der Natur still geworden ist, reichlich Gelegenheit finden. Aber so wie der kommende Winter jedes Naturwesen zu einem gewissen Abschluß seiner Lebenstätigkeit drängt, so drängt es uns, über unsere bisherige Arbeit einen kurzen Überblick zu gewinnen. Der größte Teil des Sommers diente uns dazu, möglichst reichhaltige Unterlagen aus dem Leben der Pflanzen und Tiere zusammenzutragen. Es lag uns daran, die wichtigsten Aufgaben des pflanzlichen und tierischen Lebens zu erkennen. Deutlich konnten wir immer wieder drei große Aufgaben feststellen, welche die Naturgeschöpfe zu lösen haben, wenn sie sich selber — und was noch viel wichtiger ist — ihre Art auf unabsehbare Zeit am Leben erhalten wollen. Die erste Aufgabe ist die Sorge um die Beschaffung der notwendigen Nahrung. Jedes Geschöpf löst sie auf seine eigene Art, auf eine Weise, die ihm von seinen Vorfahren übermittelt worden ist, und die sich jede Art, gestützt auf jahrtausendealte Erfahrung, schließlich als

zweckmäßig angeeignet hat. So sehen wir im Geiste die große tapfere Pflanzenschar, die weder Sonnenbrand noch Trockenheit scheut und sich endgültig am trockenen Hang und am Wegrand niedergelassen hat. Allzu vertraut sind diesen Pflanzen die Tücken, aber auch die besonderen Schönheiten ihres Standortes geworden, als daß sie sie noch missen möchten. Trockener Hang und Wegrand sind ihnen zur Heimat geworden. So hat jedes Geschöpf in der Natur seine Heimat gefunden, aber auch Mittel und Wege, daß es diese Heimat behalten darf. Nur durch alle die mannigfaltigen Verschiedenheiten in der Lebensweise der Geschöpfe konnte sich der ganze Erdball bis auf ganz wenige kleine Gebiete gleichmäßig bevölkern.

Besonders den Pflanzen fällt es nicht leicht, sich die Nahrung zu beschaffen. Sie sind fest an ihren Standort gebunden und müssen doch dafür sorgen, daß ihnen immer genügend Wasser mit der darin enthaltenen Nahrung zur Verfügung steht. Aber auch die Beschaffung des notwendigen Lichtes spielt in diesem Zusammenhang eine lebenswichtige Rolle, und wir mußten eine ganze Reihe von Beobachtungsgängen ausführen, bis wir über die Vorgänge aufgeklärt waren, wodurch sich die Pflanzen eine wirksame und gedeihliche Ernährung sichern. (Siehe Neue Schulpraxis Juni 1934, Mai, Juli 1935.)

Ganz anders stellen sich diese Aufgaben für die Tiere. Aus zwei großen Quellen, nämlich aus dem Pflanzen- und dem Tierreich, beziehen sie ihre Nahrung. Die besondere Art der Nahrung, der sie für ihren Lebensunterhalt nachgehen, gibt ihnen die für sie passende Lebensform und damit ein ganz eigenartiges Gepräge.

Das zweite große Ziel, das den Naturgeschöpfen vom Leben gesetzt wird, ist die Aufgabe, sich wirksam vor ihren Feinden zu schützen. Dabei kommen nicht nur pflanzliche und tierische, sondern in unseren Gegenden vor allem auch klimatische Bedingungen in Betracht. Frost, Nässe, Hitze und lange lebensfeindliche Jahreszeiten müssen erfolgreich überwunden werden. Dies geschieht bei den Pflanzen vor allem durch eine sehr ausgeprägte Lebenszähigkeit. Mühelos stellen sie abgeweidete oder weggeschnittene Stengel und Äste wieder her und antworten auf eine Verstümmelung meist mit noch vermehrtem Wachstum. Eine besondere Besprechung widmeten wir daher der Untersuchung, wie der Blumen- und Obstgärtner sich diese Eigenschaft der Pflanzen zunutze macht (Blumenschnitt, Versuche mit Zimmergeranium, Vergleich zwischen geschnittenen und ungeschnittenen Blumenstöcken; Baumschnitt, einleitend an Johannisbeeren, nachher an Obstbäumen unter Kontrolle des Gärtners). — Wir haben aber auch gute Abwehrmittel gegen kleine und große Weidetiere angetroffen und entsprechende Versuche angestellt. Wir trafen eine hübsche Anzahl Pflanzen, welche einen Teil ihrer Blätter in Dornen oder einzelne Zweige in Stacheln umwandeln. (Am Schwarzdorn sind an den Stacheln noch Knospen festzustellen, ein Zeichen dafür, daß sie zum Teil noch die Funktion des Zweiges ausüben.) Auf solche Weise bringen diese wehrhaften Pflanzen sogar eine Doppelwirkung zustande: Wirksamen Schutz gegen allzustarken Blattfraß und

Verhinderung einer zu großen Verdunstungsfläche. Eine weitere Pflanzengruppe bereitet in ihren Blättern und Früchten besondere Säfte, wie Gifte, Säuren u. a., die eine wirksame Abwehr gegen Fraß darstellen. Eine sehr große Sorgfalt muß angewendet werden, um den zarten Blütenstaub vor Nässe zu schützen. Dieser Umstand hat uns den Bau und die besondere Gestalt vieler Blüten erklärt. Während einige als Lösung die hängende Glocke gefunden, haben andere ein schützendes Dach gebaut (Taubnessel, Wiesensalbei und ähnliche). Wieder andere haben so feuchtigkeitsempfindliche Staubgefäße, daß sie sich bei der geringsten Feuchtigkeit dicht verschließen.

Für die Tiere ist in ihrem Kampf ums Dasein die große Erleichterung geschaffen, daß sie sich vor ihren Feinden durch die Flucht retten können und dazu auch mit den notwendigen Einrichtungen versehen sind. Auch Waffen sind ihnen in großer Mannigfaltigkeit gegeben. Eine wie große Rolle hier z. B. das Verstecken, das Unsichtbarmachen spielt, zeigen schon die vielen Schülerberichte, die hier aus eigenem Antrieb einsetzen.

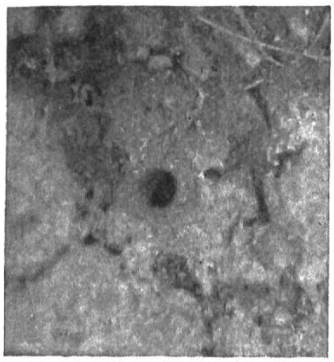
In unseren Gegenden kommt nun für Pflanzen und Tiere gleichermaßen die Sorge der Überwinterung. Wir haben heute erst festgestellt, daß viele Pflanzen den Winter einzig in Form ihrer Samen überstehen. Dies gilt auch für ein wahres Riesenheer von Kleintieren, fast vollständig für das Reich der Insekten. Einen großen Teil dieser Kleinen in der Tierwelt können wir schon heute nicht mehr feststellen. Sie sind längst gestorben. Ihre Eier aber haben sie wohlverwahrt ihrem gewohnten Plätzlein anvertraut. Diese haben die gleiche Eigenschaft wie die Pflanzensamen; sie sind gegen Frost unempfindlich, ebenso die Puppen der Schmetterlinge, die zum größten Teil in dieser Form den Winter überdauern. Und wie sie alle wunderbar versteckt sind! Wollen wir die Aufgabe übernehmen, innerhalb zweier Wochen, also bis zum Ferienbeginn, von den zwölf häufigsten Schmetterlingen, die wir kennen, eine Puppe herbeizuschaffen, von den zehn bekanntesten Käfern den Ort ihrer Eiablage zu finden? Wir kennen glücklichere Finder als wir es sind! Deren Leben hängt davon ab, ob sie den ganzen Winter über genügend solche Verstecke finden. Es sind die Meisen, Spechte, Goldhähnchen und viele andere gefiederte Freunde, die in der langen kalten Jahreszeit zu Hunderttausenden die Eier, Larven und Puppen zusammenpicken, und doch umgaukelt uns im Frühling wieder das Millionenheer der Insektenwelt, als ob das große Morden nicht geschehen wäre. Über uns schweben gerade die elegantesten Segler der Lüfte, die wir kennen, die Schwalben und die Mauersegler. Ihre gesamte Nahrung erjagen sie sich in unermüdlichem Fluge aus der Luft. Bald kommen die kalten Nächte, todesstarr sinken alle diese kleinen Lebewesen zur Erde, und die Zeit ist da, wo sich viele unserer Vögel ein besseres Nahrungsgebiet erfliegen müssen. Das gilt für fast alle Insektenjäger, für die Schwimm- und Sumpfvögel, denen ihr Jagdgebiet durch den Frost verschlossen wird. Nicht für alle Tiere ist das Wandern so leicht wie für die Vögel. Trotz Nahrungsmangel müssen

sie bei uns bleiben. Da hilft ihnen der erlösende Winterschlaf über die schlechteste Zeit weg. Vogelzug und Winterschlaf, das sind zwei Gebiete, die uns im Winter ein paar schöne Stunden bereiten werden.
Als dritte Hauptaufgabe, die den Pflanzen und Tieren in ihrem Leben entgegentritt, erkennen wir die Sorge für die Nachkommenschaft. Wir haben beobachtet, wie zweckmäßig die Pflanzen ihre Samen verbreiten, wie wunderbar die Vögel in Nestanlage, Nestbau und Aufzucht für ihre Jungen sorgen, wie fein ausgekundschaftete Plätzchen die Insekten für ihre Eiablage finden usw. Staunend stehen wir vor dem Wunder der Milch, die den Säugetieren als erste Nahrung für ihre Jungen gegeben ist.
Wir stellen als weitere Ergebnisse unseres naturkundlichen Unterrichts vom verflossenen Sommer auf:
1. Zwischen Lebensweise, Aufenthalt und Einrichtung eines Geschöpfes herrschen ganz bestimmte, gesetzmäßige Beziehungen.
2. Jedes Lebewesen ist sowohl von seiner belebten wie von seiner unbelebten Umwelt vollständig abhängig.
Auf Grund dieser Vorarbeit, die wir diesen Sommer geleistet haben, wird es uns im nächsten Jahr möglich sein, die Kinder in das Verständnis der Lebensgemeinschaft einzuführen. Dies kann aber nur möglich sein, wenn sie die Aufgaben des pflanzlichen und tierischen Lebens in ihren Hauptzügen einigermaßen kennen.

* * *

Doch wir wollen uns nicht länger bei diesen Auseinandersetzungen aufhalten. Heute gilt es, beobachtend Überblicke zu schaffen, zu denen wir bei der vielen Kleinarbeit des Sommers noch gar nicht gekommen sind. Wir haben die letzten Häuser des Dorfes schon verlassen und biegen in den sonnigen Wegrain ein, der ein kleines Flüßchen begleitet. Wie mit einem Schlag hat sich die Pflanzenwelt verändert. Vor unserer Rast kamen wir an ganzen Siedlungen von Brennesseln vorbei. Mit einem Male sind sie verschwunden. Sie verlassen eben den Abfallboden der Kultur nicht, sondern sind innig mit ihm verbunden. Da wo Schutt zu finden ist, wo der Boden von Jauchegruben, Aborten und Düngerhaufen geimpft wurde, da lassen sie sich nieder und verwandeln die von den Menschen beiseite geworfenen Abfallreste in neue Lebensstoffe, die ihm sonst verloren gehen würden und ihm nun durch diese verachteten Schuttbewohner wieder zugute kommen. Neben der Nessel stellten wir als weitere ammoniakliebende Pflanzen noch den Ampfer, die Schafgarbe, die wilde Münze und die Malve fest. Weiter draußen am Wegrain finden sich die großen Blätter des Huflattichs, dessen Blütezeit ja schon in die ersten Frühlingstage fällt. Auch er hat seinen ganz bestimmten Lieblingsplatz, von dem er keinen Zoll abweicht. Er ist der sichere Anzeiger des Lehm- und Mergelbodens. Eine Untersuchung bestätigt es uns. Als Untergrund der spärlichen Humusschicht finden wir hier reinen Lehm.
Wir lenken unsere Schritte nun dem Walde zu. Vor dem Waldrande hat der Wildbach eine weite Fläche mit Sand überdeckt. Spärlich ist

der Pflanzenwuchs hier. Aber von weit her schon leuchten uns die prächtigen blühenden Pyramiden der Königskerze entgegen. Sie hat hier ihren bevorzugten Sandboden gefunden. Aber auch andere Geschöpfe sind von dieser besonderen Bodenart abhängig. Unter vorstehenden Tannenwurzeln und Grasbüscheln hat der Ameisenlöwe seine Trichter gebaut und wartet darin auf seine Beute, die zur Hauptsache aus Ameisen besteht, welche ebenfalls hier ihr Lebensgebiet gefunden haben. Da wo der Sandboden mit Mergel durchsetzt ist, fallen uns haargenau kreisrund gebohrte Löcher von 4 mm Durchmesser auf. Ein Grashalm läßt sich meist über zehn Zentimeter weit in die Löcher hinein stoßen. Wir haben es hier mit den Wohnlöchern der Sandlaufkäferlarve zu tun. Wir müssen uns lange Zeit mäuschenstill verhalten, wenn wir die Larve zu Gesicht bekommen wollen. Da, plötzlich ein Geflüster. Ein brauner, flacher Kopf mit einer gut sichtbaren Zange erscheint in der Öffnung und füllt sie genau aus. Die Larve paßt auf ein daherkriechendes Insekt, um es mit den Zangen zu ergreifen. Leider können wir keinen Fang beobachten, sehen aber aus einem andern Bohrloch die langen Beine eines Weberknechtes herausragen. Mit einem schnellen Grabstich fördern wir die Reste des Weberknechtes samt der Larve zu Tage. Auffällig sind bei dieser zwei Buckel auf der Rückenseite, von denen sich der eine unmittelbar hinter dem Kopf, der andere in der Mitte des Körpers befindet. Sie dienen der Larve zum Auf- und Abwärtsstemmen in ihrem Wohnloch. Dies kann sie meisterlich. Bei der kleinsten Regung eines Schülers verschwindet sie blitzschnell, kommt bei völliger Ruhe aber auch schnell wieder zum Vorschein. Den grünschillernden Sandlaufkäfer entdecken wir ebenfalls auf dem gleichen Sandplatze. Er ist ein guter und schneller Flieger, der trotz eifrigen Bestrebens nicht erhascht werden kann. Da muß sich einer auf einen Grasplatz flüchten. Hier ergeht es ihm ähnlich wie einem Flieger, der von einer Waldlichtung aus auffliegen soll. Das Gras ist ihm hinderlich, und gleich ist er gefangen.



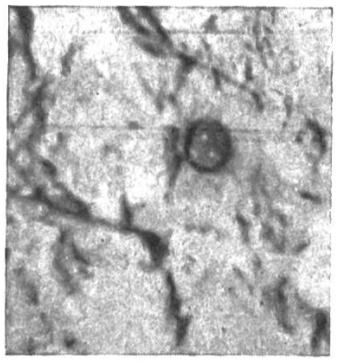


Abb. 1.

Die Larve des Sandlaufkäfers.
Oben: Das Bohrloch im Boden.
Mitte: Der Kopf der Larve füllt das Loch aus.
Unten: Die Larve.

In der Gefangenschaft entpuppt er sich als arger Räuber und Wegelagerer und fällt unbedenklich auch Käfer an, die größer sind als er selber. Er ist denn auch mit scharfen Kiefern gut bewehrt. Auch die Larve ist in der Gefangenschaft gut zu halten, bohrt sich in einer mit Sand gefüllten hohen Blechbüchse

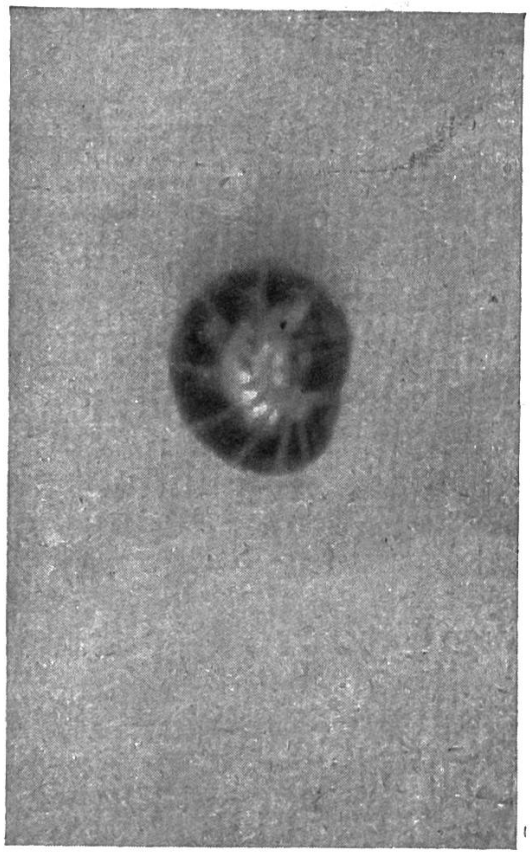


Abb. 2.
Der gerandete Saftkugler.

ihr Fangloch und stellt sich uns in einiger Zeit als frischgebackener Sandlaufkäfer vor.

Unter moderndem Laub des Buchenwaldes finden wir ein drolliges Kügelchen, das sich bei näherer Beobachtung als ein Tierchen entpuppt. Wenn wir die kleine Kugel, deren Durchmesser 5-6 mm beträgt, einige Minuten ungestört liegen lassen, rollt sie sich äußerst vorsichtig auf. Es kommen Fühler und Beinchen zum Vorschein, und langsam bewegt sich das Tierchen endlich von der Stelle. Es ist der gerandete Saftkugler, ein harmloses Geschöpflein, das sich im Laubwaldboden stellenweise in großen Massen aufhält, sich von verwesenden Blättern nährt und, weil es sehr gefräßig ist, auch sein redlich Teil zur schnelleren Auflösung und Zersetzung des Waldbodens beiträgt. Damit ist ihm eine große und wichtige Aufgabe überbunden, die man dem kleinen Kerl gar nicht zugetraut hätte. Er ist aber nur eines der vielen Geschöpfe, die mithelfen, die Abfallstoffe des Waldes in gute, nahrhafte Walderde zu verwandeln.

Schon unter der Bodenoberfläche wimmelt es ja hier im Wald von Tausenden verschiedener Wesen. Jedes hat seine Bestimmung und Aufgabe im großen Haushalte der Natur. Heute wollen wir uns damit begnügen, von den Pflanzen, die hier im Walde ganz bestimmte Vereine bilden, eine kleine Übersicht zu gewinnen. Wir können ganz deutlich mehrere Stockwerke Pflanzenwuchs feststellen. Eng an den Boden schmiegt sich der Teppich der vielen verschiedenen Moose. Sobald Steine aus dem Boden hervorlugen, finden wir auch Flechten und Algen. Einen vom ersten vollständig verschiedenen Verein erkennen wir in den Pflanzen, die das zweite Stockwerk darstellen. Es sind die noch sehr niedrigen Waldkräuter. Eine Gilde ist es, die viele bekannte Namen aufweist, wie Leberblümchen, zweiblättrige Schattenblume, Sauerklee, Waldmeister, Wintergrün u. a. Auch die kleinsten Farne gehören hieher. Schon höher recken ihre Stengel und Blüten die Halbsträucher, für uns noch niedriges Gestrüpp, aber doch im Waldverband bereits das dritte Stockwerk darstellend. In dieser Gesellschaft sind heimisch die Heidelbeeren und Heidekräuter, wir finden hier auch die buchsbaumblättrige Kreuzblume und die höhern Farne. Anschließend kommt nun schon das Reich der kräftigen Sträucher und über alles erhaben stehen schließlich die Großen des Waldes da. Ein ausführliches Verzeichnis dieser

flüchtig skizzierten Waldgliederung wird uns noch mehrere Stunden beschäftigen, aber wir freuen uns schon jetzt der angefangenen Arbeit.

Zum geographieunterricht

Was ortsnamen zu erzählen wissen Von Heinrich Zweifel

Es ist im geographie-unterricht der volksschule eine reizvolle aufgabe, hie und da der herkunft und der bedeutung von ortsnamen nachzugehen. Wenn die schüler einmal hiezu angeregt und angeleitet sind, so machen sie sich mit feuereifer dahinter, solche namendeutungen zu versuchen. Gewiß geht manche davon fehl. Aber was verschlägts: Wenn nur der sinn dafür geweckt wird, daß alle die namen zu berg und tal nicht einfach etwas gegebenes sind, etwas, das man eben hin nimmt und sich merkt, sondern daß sie etwas gewordenes, etwas lebendiges darstellen. Alle namen zu erklären, gelingt ja auch der eingehendsten wissenschaftlichen forschung nicht, und manche erklärungen sind immer noch umstritten. Es müßte auch zu unfruchtbarer sucht werden, bei der behandlung eines jeden gebietes die namendeutung vorzunehmen. Aber wo sich gelegenheit bietet, ihr einen besonders lebendigen hintergrund zu geben, da sollten wir nicht daran vorübergehen.

Im nachfolgenden möchten zwei beispiele solche gelegenheiten darstellen. Dabei sei ausdrücklich betont, daß die beiden beispiele wirklichen arbeitsunterricht wiederspiegeln, d. h., daß die ergebnisse der besprechungen sich im lebendigen hin und her freien unterrichtsgespräches ergaben.

In der 5. klasse der st. gallischen schulen durchwandern wir das tal des Rheins von Ragaz bis zum Bodensee. Dabei fällt uns im talstück von Sargans bis zum Hirschensprung, also in dem gebiet, das dem fürstentum Liechtenstein gegenüber liegt, auf, daß manche ortsnamen durchaus vertraut anklingen: Trübbach, Wartau, Weite, Sennwald. Daneben stoßen wir aber auch auf andere siedlungsbezeichnungen, die für uns keinen erkennbaren sinn haben: Sevelen, Gams, Sax, Grabs usw. Die müssen aus einer andern als der deutschen sprache stammen. Welcher geistig einigermaßen regsame schüler müßte nicht stutzen bei dieser entdeckung? (Die klasse soll das wirklich »entdecken«, sie darf nicht einfach darauf aufmerksam gemacht werden.) Nun erinnern wir uns der ortsnamen im talboden von Ragaz bis Sargans: Ragaz, Sargans, Vilters, Wangs. Die klingen alle fremd, wie auch die bergnamen Piz Sol, Falknis, Gonzen. Und wir werfen einen blick in das unterhalb des Hirschensprungs liegende talstück: Oberriet, Altstätten, Au usw. lauten da die namen, alle von deutschem klang. Wir erkennen also die deutliche wandlung: Fremde namen — fremde und deutsche namen gemischt — deutsche namen. Die schüler haben es schnell heraus, daß diese eigenartige erscheinung hinweisen muß auf die besiedelungsgeschichte des tales, denn die namen sind selbstverständlich nicht vom himmel gefallen, sondern von den bewohnern gegeben worden. Es müssen da also men-

schen gewohnt haben, die deutsch sprachen und solche, die eine uns fremde sprache redeten, während ja heute im ganzen talgebiet deutsch gesprochen wird. Die deutsch sprechenden kamen von norden her, die in fremder sprache redenden von süden. Da dämmert es auf: In der 4. klasse haben wir (in der lebensvollen art von Schraner) erzählt, wie einst die Römer unser land beherrschten, und wie dann von norden her die Allemannen kamen und die Römer zurückdrängten, immer mehr gegen süden zu. Vom Bodensee bis zum Hirschensprung gelang ihnen das vollständig, darum sind dort alle namen deutsch. Vom Hirschensprung bis Sargans aber, wo deutsche und fremde namen neben einander stehen, ging das nicht so leicht und vollständig, es vollzog sich dort jene mischung, die uns zuerst aufgefallen ist, und von Sargans an rheinaufwärts blieb das fremde wesen so stark, daß die namen blieben, auch als die leute nach und nach die deutsche sprache übernahmen. (Ich verzichte absichtlich darauf, in der 5. klasse dieses »fremde« als das rätische zu bezeichnen, dazu bietet sich in der 6. klasse gelegenheit.) Wir greifen nochmals zurück auf die mischung der namen im mittleren talstück. Einige besinnung weckt in den schülern die frage: Ob sich diese mischung nicht auch sonst noch irgendwie äußert, nicht nur in den ortsnamen? Wir treffen ja nicht nur diese, sondern auch bergnamen, flußnamen, flurnamen, familiennamen und viele bezeichnungen für geräte usw. Auch bei allen diesen muß die mischung auftreten! Eine genauere kenntnis des gebietes erweist die richtigkeit unserer vermutung. Da finden wir z. b. in den geschlechtsnamen neben den Müller, den Hanselmann, den Schlegel und Bernegger, die Vetsch, die Adank, die Gabathuler und Lippuner. Doch die frage läßt uns jetzt noch nicht los. Gewecktere schüler kommen selber darauf, daß sich die mischung noch weiter zeigen muß in der bauart der häuser und in den volksbräuchen. Auf diese dinge im einzelnen einzutreten, würde zu weit führen, wir verzichten auch im unterricht darauf. Es liegt nicht in meiner absicht, ein großes volkskundliches einzelwissen zu erzielen oder lange erörterungen über besiedelungsgeschichte anzuknüpfen. Wesentlich ist, daß die schüler aus den namen auf die besiedlung geschlossen und weiter erkannt haben, wie sich diese besiedlung auswirken mußte. Das ziel ist also mehr formal: Die schüler sollen wachen sinnes auf die namen hinhorchen lernen. So macht es denn auch nichts aus, wenn einzelheiten nicht als jederzeit gegenwärtiges wissen bleiben. Sicher wird manche davon vergessen, aber ebenso sicher werden die schüler darauf brennen, in andern gebieten wieder ähnliche erscheinungen zu entdecken. Und damit ist viel gewonnen.

Was hier an einem örtlich eng begrenzten gebiet zu zeigen versucht wurde, muß sich da und dort unter ähnlichen verhältnissen in ähnlich anregender weise aufdecken lassen. Der nachfolgende abschnitt soll das, als zweites beispiel, an einem allgemeiner bekannten gebiet dartun.

In der 6. klasse kommen wir ins tal des Hinterrheins. Wir wandern flußaufwärts. Dabei stoßen wir nach der karte auf die bemerkens-

werte tatsache, daß dieses tal in drei talstufen gegliedert ist, die deutlich durch zwei schluchten von einander geschieden sind. Nun fällt uns auf, daß die beiden untern talstufen, Domleschg und Schams, fremdklingende (romanische) namen tragen, während die oberste Rheinwald genannt wird: Eine talbezeichnung, die ohne weiteres ihre deutschsprachige herkunft verrät. Auch die namen der beiden obersten siedlungen, sowie mehrere bergnamen klingen durchaus deutsch: Rheinwaldhorn, Kirchwaldhorn, Bärenhorn. Neben ihnen tönt es wieder von »Piz« oder zeigen sich sogar beim gleichen berg deutscher und welscher namenklang. Wer sollte bei diesen tatsachen nicht aufhorchen! Und welche geistig regsame schülerschar wird nicht mit feuereifer nach deutungen für diese rätselhafte erscheinung suchen! Die deutschen namen müssen doch von deutschen ansiedlern gegeben worden sein. Aber wie sind solche in dieses hochgelegene tal gekommen? Waren es Allemannen wie im Rheintal? Die hätten durch fremdes gebiet ziehen müssen. Aber hätten die bewohner sie wohl durchwandern lassen? Und hätten sie sich im bergland heimisch fühlen können, sie, die doch von Germanien her kamen und nur an die wohn- und wirtschaftsverhältnisse der niederungen gewöhnt waren? Hat man sie vielleicht zur strafe hier hinauf geschickt? Oder hat man sie gerufen, daß sie die wildnis des hochtales urbar machen, weil es den ureinwohnern dort zu rauh war? Waren es vielleicht nicht Allemannen, sondern leute aus irgend einem andern deutschen stamm? Es mußten leute sein, die an das leben im gebirgstal gewöhnt waren, und die sich vor den schrecken der bergwelt nicht fürchteten. Das sind fragen und überlegungen, die eine geweckte, an lebendige mitarbeit gewöhnte klasse selber stellt und macht. Und sind nicht solche fragen und überlegungen so viel wert wie gesichertes geographisches wissen, das namen und berghöhen in langen reihen aufzuzählen weiß!

Wenn nun die klasse so recht geladen ist mit fragen nach dem warum der deutschen namen mitten im romanischen und italienischen sprachgebiet, dann dürfte eine kurze darstellung der Walserwanderungen und Walsersiedlungen auf fruchtbares erdreich fallen. Wohl ist ja die geschichte dieser Walliser-auswanderer von der forschung nicht vollständig aufgehellt. Aber was an kenntnis über deren eigenartige geschicke einigermaßen gesichert erscheint, zeigt so das bild von kraftvollem lebenswillen, daß es sich wohl lohnt, ihnen einmal eine stunde zu widmen, eine stunde, die geschichte und geographie besser vereinigt, als wenn wir das gelände einer schlacht oder den anmarschweg zu einer solchen auf der karte aufsuchen: Es ergibt sich bei dieser darstellung auch eine prächtige parallele zur sage von der herkunft der Schweizer und der besiedlung der Waldstätte, wie die »alten hirten« sie erzählen.

Und es bietet sich später wieder beste gelegenheit, nochmals auf diese Walsergeschichte zurückzukommen, wenn wir bei behandlung des kantons Tessin im westlichen grenzgebiet, bei Bosco, auf einmal deutsche bergnamen finden: Sonnenhorn, Marchenspitz, Ritzberg, und drüben im obersten Tosatal Oberfrütt und Unterfrütt und ein

Zumstäg. Es ist wirkliche entdeckerfreude, wenn die schüler hierauf stoßen. Wir müssen in der schule recht oft dafür sorgen, daß die kinder solche entdeckerfreude erleben. Denn sie weckt und stärkt am besten geistige kraft. Die freude an geistigem überhaupt quillt nur aus dieser entdeckerlust.
(Ein nachfolgender beitrag soll einiges aus der geschichte der Walser bieten.)

Aufsatzrückgabe

Von Lotte Müller

Die Aufsatzrückgabe stellt eine Reihe von Forderungen an den Lehrer: Es geht nicht an, daß er Heft um Heft zur Hand nimmt und dabei die vorgekommenen Fehler bespricht. Bei solcher Arbeitsweise würde sich die Mitarbeit der Klasse an zufälligem, zusammenhanglosem Stoff vollziehen; ohne Spannung, ohne Höhepunkt, ohne klare Zielstellung und planvolle Entwicklung würde die Stunde verlaufen. Die Einprägsamkeit des Erarbeiteten müßte gering sein. Soll dagegen die Aufsatzrückgabe der Forderung eines gestalteten Unterrichts gerecht werden, so muß der Lehrer nach der Einzeldurchsicht der Aufsätze noch die Energie für eine sorgsame Vorbereitung der Rückgabe aufbringen. Er muß den Aufsatzschreiber, dessen Interesse nach Abschluß der Arbeit leicht erlahmt, noch einmal in den Bann des Themas ziehen, muß auf Grund der Einzelarbeiten eine gemeinsame Klassenarbeit gestalten, die — obwohl sie die Zwiesprache zwischen Lehrer und Einzelkind meidet — doch jedem Schüler sichere Maßstäbe für die Bewertung seiner Leistung gibt, so daß dann die Berichtigung sinnvoll gestaltet werden kann. Es gilt, bei der Rückgabe den Aufsatz aus der Zufälligkeit der einzelnen Leistung zu lösen und zum Grundsätzlichen durchzustoßen, das helfen soll, künftige Fehlleistungen zu unterbinden und Richtungen für die Weiterarbeit zu geben. Deshalb kann sich die Besprechung keinesfalls einzig mit Fehlern und Unzulänglichkeiten befassen, sondern sie soll in gleichem Maße das Wertvolle der geleisteten Arbeit unterstreichen. Sehr hüten möchte sich der Lehrer, ein festes Schema für die Aufsatzrückgabe aufzustellen; jedes besondere Aufsatzthema wirkt formgebend auf die Besprechung ein; so hat jede Rückgabe einen besonderen Reiz für die Klasse.

Wesentliches zur Gestaltung der Rückgabe gewinnt der Lehrer, wenn er sich noch einmal den Sinn der gestellten Aufgabe klarlegt: Worauf kam es mir bei diesem Thema an? Was ist als unumgänglich zu fordern, soll die Aufgabe als gut gelöst gelten? Diese Fragen können zugleich Leitgedanken des Klassengesprächs bei der Aufsatzrückgabe sein. Ein Beispiel! Die Klasse (7. Schuljahr, Mädchen) erhielt das Thema »Ein Märchen vom Maulwurf«. Im freien Gespräch berichtete sie über ihre Vorüberlegungen: Es kam darauf an, daß der Maulwurf unseres Märchens nicht durch ein beliebiges anderes Tier zu ersetzen ist. Wir müssen uns also die besonderen Merkmale des Maulwurfs klar-

machen. Wir könnten etwa im Märchen Deutungen geben für seinen sonderbaren Körper: für die Grabschaufeln, den Rüssel, den walzenförmigen Rumpf, den samtartigen Pelz, die winzigen Augen. Wir könnten an den Hügel des Maulwurfs anknüpfen, an sein Leben unter der Erde, seine Lichtfeindlichkeit, seine Feindschaft gegenüber Mäusen, Fröschen, Schnecken, Gewürm; man könnte auch an seine Gefräßigkeit denken. Weiter könnte er dargestellt werden als ein verdrossener, mürrischer, bissiger Einsiedler, der keinen in seiner Nähe duldet. Hierzu gebe ich der Klasse ein Wort Geibels: »Ein Maulwurf hört in seinem Loch ein Lerchenlied erklingen und denkt: Wie sinnlos ist es doch, zu fliegen und zu singen.« Weiter beschäftigt sich die Klasse mit der Frage der sprachlichen Darstellung. Sie findet, daß es sich gut macht, wenn das Tier beseelt wird, so daß es fühlt und denkt, vielleicht sogar in wörtlicher Rede spricht wie die Menschen. Der Märchenton muß getroffen werden: einfach und schlicht, ohne Hast und Künstelei sei erzählt, mit Freude am Ausspinnen, in fremdwortfreier Sprache.

Während dieser Besprechung lesen wir an den Mienen der Kinder ab, wie das Gefundene Wurzel faßt; hier leuchtet ein Auge auf: »Ja, ich hab's getroffen!« Dort schlägt eine Hand gegen die Stirn: »Wie konnt' ich nur . . .« So ist schon durch diese Vorbesprechung ein einigermaßen objektiver Beurteilungsmaßstab gewonnen. Nun ist es an der Zeit, einige Arbeiten — ohne Namensnennung — zur allgemeinen Aussprache zu stellen: Aufsätze, die als typisch angesprochen werden können, andere, die eine besonders eigenartige Erfindung bedeuten, und schließlich solche, die als abwegig bezeichnet werden müssen. Eine Schule, die das Schülerurteil pflegt, muß in ihrer Erziehung dahin zielen, daß alle persönliche Empfindlichkeit ausgeschaltet wird, daß die Schüler, deren Leistung beurteilt wird, in solchem Urteil nie eine Krittelei oder Nörgelei erblicken, sondern eine Hilfe für ihre Weiterarbeit. Ist ein Aufsatz besonders gut gelungen, so ist die Klasse angehalten, kleine Mängel nicht breit und wichtig hervorzuheben, sondern sich herzlich der guten Leistung zu freuen. Überhaupt ist wichtig, daß die Schüler wissen: urteilen heißt nicht verurteilen, nicht Mängel aufdecken, sondern heißt, eine Leistung messen, also auch ihren Wert freudig anerkennen. Das gleiche gilt übrigens auch für die Durchsicht der Arbeiten durch den Lehrer, der nicht nur ein Fehlersucher sei, sondern mit einem an den Rand geschriebenen Lob nicht karge, auch ein ermutigendes Wort im Endurteil nicht vergessen möge. Bei der Besprechung der Aufsätze durch die Klasse sind die Kinder darauf eingestellt, daß sie stets zuerst das Gute, danach erst die Mängel hervorheben.

Die Schüler haben vor sich ihren Block liegen, auf den sie während des Anhörens einiger Aufsätze ihre Bemerkungen eintragen. Da erfahrungsgemäß die Gründlichkeit der Arbeit steigt, je enger das Blickfeld umgrenzt ist, gliedern wir die Klasse in Arbeitsgruppen, deren jede ihr Augenmerk auf ein bestimmtes Gebiet richtet. Dabei verfahren wir so, daß die Schüler, die eine Neigung zum Ver-

neinen zeigen, die Aufgabe erhalten, Werte der Fremdarbeit aufzufinden, daß auch die schwächer Begabten sich überwiegend auf das gut Gelungene einstellen, während die Tüchtigsten und durch ihre aufbauende Arbeit Wertvollen sich stärker mit der Herausstellung der Mängel befassen. In bunter Folge lesen wir nun einige unter den vorher genannten Gesichtspunkten ausgewählte Arbeiten vor und bemühen uns dabei, so wenig wie nur möglich in unserer Stimme Ablehnung oder Anerkennung der Arbeiten auszudrücken. Gesichtspunkte, deren Ausführung den Arbeitsgruppen übertragen werden, sind etwa:

1. Entspricht das Märchen dem Sinn der Aufgabe?
2. Was übernimmt es an bekannten Märchenstoffen?
3. Welche eigenen Einfälle bringt es?
4. Wie ist die Gedankenführung (gutes Anreihen? sprunghaftes Vorgehen?)
5. Ist der Märchenton eingehalten? zerstört?
6. Treffende Ausdrücke?
7. Unpassende und nichtssagende Ausdrücke? Andere sprachliche Mängel?

Die Klasse hört das folgende Märchen einer Mitschülerin:

Es lebte einmal ein mächtiger König mit seiner Gemahlin und einer kleinen Prinzessin in einem wunderschönen Schloß; dieses lag in einem großen Park. Der König wollte in den nächsten Tagen einen anderen König einladen. Eines Tages bemerkte er in seinem Park viele kleine Erdhügel von Maulwürfen. Der König wußte gar nicht, was er dagegen tun sollte. Der König war sehr traurig, denn er schämte sich, diesen Park so zu zeigen.

Eines Tages träumte die kleine Prinzessin, daß die Maulwürfe ein verwunschener Prinz mit seinem Gefolge seien. Sie erfuhr im Traum, daß dieser Prinz seine Hände sehr gepflegt hatte und immer auf die Leute, die schwere Arbeit verrichten mußten und so keine schönen Hände haben konnten, herabgesehen hatte. Zur Strafe wurde er in einen Maulwurf verwandelt; der Maulwurf hat ja als Vorderpfoten große Schaufeln. Seinem Gefolge geschah dasselbe. Der Prinz war darüber sehr traurig. Die Prinzessin träumte weiter, daß sie ihn erlösen könnte; wenn sie in einer Vollmondnacht in den Park ginge und den richtigen Maulwurf, der der Prinz war, finden würde, müßte sie ihm um zwölf Uhr ihr kleines Krönchen überwerfen. Dann würden sie alle erlöst werden. Das hat sie auch getan. Sie hat später den Prinzen geheiratet. Der König aber konnte nun mit Stolz seinen Besuchern den Park zeigen.

Aus dem Klassengespräch: Das Märchen bezieht sich wirklich auf den Maulwurf. Es hat einen Sinn, denn es deutet die Grabschaufeln. Sie bedeuten eine Strafe für die Verachtung fleißiger Hände, die schmutzige Arbeit tun müssen. Diese Deutung gefällt uns. Das Märchen hat nicht viel eigene Erfindung; es übernimmt bekannte Märchenstoffe: Verwandlung eines hochmütigen Menschen in ein Tier, Erlösung durch ein gütiges Mädchen, Geisterstunde zwölf Uhr nachts. Zauber durch das Überwerfen der Krone, Wahrtraum, Heirat als Belohnung. Eigene Einfälle sind: der Ärger des Königs über die Maulwurfshügel in seinem Park, die Umwandlung der gepflegten Prinzenhände in häßliche Grabschaufeln. Die Gedankenführung ist richtig, eins folgt aus dem anderen: Schloß mit Park, Ärger des Königs über den verunstalteten Park, Traum der Königstochter, daß die Maulwürfe verwandelte Menschen seien, und daß sie erlöst werden könnten. Erlösung. Folge: Heirat, Freude des Königs über seinen

Park. Der Märchenton ist getroffen: schlichte Sprache, die im Märchen üblichen einfachen Eigenschaftswörter. Die Ausdrücke sind nicht besonders treffend, gar nicht eigenartig. Manches hätte kräftiger, spannender ausgedrückt, manches bildhafter ausgemalt werden können; etwa: die braungrauen Maulwurfshügel, allenthalben dem gepflegten Rasen aufgesetzt; dann die Erlösungstat und die Umwandlung des Prinzen. Ungeschickt: zwei Sätze nacheinander mit den Worten »Der König« begonnen; nicht zu glauben, daß nur der Prinz traurig über die Verwandlung war. Gesamturteil: gut, sinnvoll, klar, aber zu wenig eigenartig.

Die Besprechung mit einer Arbeit zu beginnen, die einen guten Durchschnitt darstellt, erleichtert die Weiterarbeit, denn sie stellt für die nun folgenden Aufsätze eine Art Norm dar, so daß auch schwächer Begabte, im Urteil Zaghafte jetzt leichter Wert oder Unwert der nächsten Arbeiten einschätzen können. —

2. Mit einem mißmutigen Gesicht und verärgert kam der alte Maulwurf zu Hause an. »Was hast du denn nur, Vater?« fragte ihn seine Frau. »Wir haben doch genug Engerlingsbraten und Regenwürmer für den Winter. Ich denke, es wird sehr gemütlich werden bei uns.« — »Das Menschenpack!« brummte der Vater. »Wie ich da vor unserer Wohnung stehe und die Saat besehe, kommt ein Mensch mit zwei Knaben daher. Ich höre, wie er zu den Buben sagt, daß wir Gartenschädlinge seien und dem Menschen viel Schaden brächten. Und denke nur, unsere schöne Wohnung nennt er Haufen! Na, warte nur, undankbare Menschheit; dir wollen wir es schon zeigen. Am liebsten zöge ich jetzt schon fort. Aber mein Reißen in den Beinen hat schon beträchtlich zugenommen. Nächstes Frühjahr geht es fort. Bald wußte die gesamte Nachbarschaft, wie undankbar die Menschen waren. Im nächsten Frühjahr zogen sie mit Kind und Kegel aus. Da konnten die Menschen jammern und die schädlichen Würmer verwünschen, ihre Helfer, die Maulwürfe, kamen nie mehr in diese Gegend. Das alles hatte ein Mensch verschuldet, der schlecht von den Maulwürfen sprach.

Aussprache der Klasse: Auch dieses Märchen ist ein echtes Maulwurfsmärchen. Es enthält eine Verteidigung des Maulwurfs, der oft als Schädling angesprochen wird, und er ist es doch gar nicht. Auch das mürrische Wesen, das dem Maulwurf angedichtet wird, stimmt zu ihm. Das Märchen will belehren; es ist nicht aus Freude am phantasievollen Spiel entstanden. Es ist der Wirklichkeit viel näher als das vorige. Deshalb übernimmt es auch nicht die bekannten Märchenstoffe. Dafür enthält es manchen eigenen Einfall: Undank der Menschen, darüber Wut des Maulwurfs, der schließlich wegzieht. Die einzelnen Gedanken sind gut aneinandergereiht. Hübsch und lebendig ist, daß der Maulwurf selbst spricht und wie er die Worte des Menschen (z. B. Haufen) als Kränkung auffaßt. Es ist ruhig und schlicht erzählt. Da es der Wirklichkeit sehr nahe kommt, können wir nicht eigentlich von Märchenton reden. Gut sind manche Ausdrücke: mißmutig, verärgert, Menschenpack (Verachtung!). Nicht geschickt ist, daß in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen dasselbe wiederholt wird (Gartenschädlinge, schädlich). Das Wort »es« in dem Satze »Nächstes Frühjahr . . .« kann man fälschlich auf »Reißen« beziehen, das Wort »sie« in dem Satz »Im nächsten Frühjahr . . .« auf Menschen. Die Verfasserin muß also sehr darauf achten, daß die Fürwörter sich auf das richtige Dingwort beziehen. Das

Märchen ist hübsch ersonnen, gut erzählt, vielleicht etwas zu lehrhaft und zu ernst.

Ich lasse einen besonders schwachen Aufsatz folgen.

3. Es war einmal ein kleines Tier mit einem schneeweißen, weichen Pelz. Es hatte schöne, weiche Ärmchen und war sehr stolz. Doch wegen seiner Schönheit war es sehr beliebt bei den anderen Tieren. Es brauchte sich nicht einen Bau zu machen, sondern ging einfach in einen anderen Bau. So lebte das Pelztierchen viele Jahre in Freundschaft mit den anderen Tieren. Doch eines Tages kamen fremde Tiere in den Wald. Diese waren sehr neidisch auf das schöne Pelztierchen. Sie gingen zur Waldfee und baten sie, das Pelztierchen wegen Stolzheit und Frechheit zu strafen. Da wurde nun eines Tages das Tierchen überrascht und sah vor sich die Waldfee stehen, diese sprach: »Ich muß dich bestrafen, du sollst von nun an ein Maulwurf sein.« Plötzlich verwandelte sich das Pelztierchen in einen häßlichen Maulwurf. Die Arme wurden zu großen Grabschaufeln. Den Bau mußte es jetzt sich selbst bauen. Sein Fell wurde dunkel wie der Erdboden. Es konnte jetzt nicht mehr so gut sehen und war furchtbar traurig und ärgerte sich, früher so stolz gewesen zu sein. Seine Nachkommen mußten nun das Schicksal des Pelztierchens auch alle auf sich nehmen. Bis auf den heutigen Tag leben nun die Maulwürfe. Wäre das Pelztierchen nicht so stolz gewesen, lebten diese jetzt noch.

Aussprache der Schüler: An den Mienen sehe ich, wie unbefriedigt die Klasse ist. Ich will vermeiden, daß die Schreiberin des Aufsatzes entmutigt wird und sorge dafür, daß man sich müht, zuerst doch etwas Gutes zu finden. Das geschieht denn auch: Sie hat sich den Maulwurf angesehen: Grabschaufeln, dunkles Fell, schwaches Augenlicht. Länger läßt sich aber die Ablehnung nicht aufschieben! Es wird gefunden: Das Märchen befriedigt nicht: es herrschte schönster Friede, ehe die fremden Tiere kamen. Eigentlich tragen sie die Schuld an dem harten Schicksal des Tierchens. Wären sie nicht neidisch gewesen und hätten die Waldfee nicht aufgehetzt, ginge es dem Pelztierchen heute noch gut. Nun müssen sogar seine Nachkommen büßen. Die Waldfee ist ungerecht. Das Märchen übernimmt Märchenworte und -stoffe, nur fügt es sie nicht sinnvoll zusammen: (Es war einmal, Waldfee, Verwandlung.) Wir sehen also, daß es nicht genug ist, Märchenhaftes einzuflechten. Nicht richtig ist, daß ein Maulwurfsmärchen im Wald spielt. Weshalb nicht auf der Waldwiese? Im Ausdruck ist viel zu verbessern: Im zweiten Satz ist etwas vereinigt, was sich nicht in einen Satz fassen läßt. Häufige Wiederkehr des Wortes »sehr« zur Verstärkung. Das »Doch« zu Beginn des dritten Satzes ist falsch angewendet: kein Gegensatz! Unanschaulich: die anderen Tiere, die fremden Tiere! Weshalb werden sie nicht mit Namen genannt? Es heißt »Stolz«, nicht Stolzheit. Nicht die Arme, sondern die Hände verwandeln sich in Grabschaufeln. Den letzten Satz kann man nicht verstehen. Er soll wohl heißen: Bis auf den heutigen Tag müssen die Pelztierchen als Maulwürfe leben.

Vielleicht war es hart, den Aufsatz dem Klassenurteil auszusetzen, denn die Verfasserin hockt jetzt trübselig da. Wäre ich überzeugt, daß sie keine bessere Leistung hätte zustande bringen können, so hätte ich sie verschont und es bei meiner Durchsicht des Märchens bewenden lassen. Aber die Schreiberin ist ein kleiner Leichtfuß!

Eine besonders eigenartige Fassung soll die Klasse zum Schluß noch hören.

4. Papa Maulwurf saß gähnend und schimpfend in seiner Höhle. Wo seine Frau bloß blieb? Sicher war sie irgendwo mit der Frau Nachbarin zusammengetroffen, und jetzt erzählen sie; ja, ja, so sind die Frauen! Und sie sollte doch Futter für die Kleinen mitbringen. So saß er in Gedanken. Da wurde er von draußen angerufen. Hurtig eilte er den Gang hinauf. Puh, blendete das! Hier draußen stand ein großer Mann in einem langen Kleide. Jetzt sprach der Mann. Das kleine Maulwürfchen konnte gerade die Schnalle der linken Sandale und den Saum des Kleides sehen. Daß es ein Mann war, wußte der Maulwurf von seinem klugen Nachbarn. Von einer Arche redete der Mann. Schließlich fragte er, ob sie, also der Maulwurf und seine Frau, mitkommen wollten in die große Arche. Da seufzte der Maulwurf tief. Nein, seine lieben Kleinen durfte er nicht im Stich lassen. So lehnte er denn ab, wies Noah aber an ein junges Pärchen ohne Kinder, das genau vier große Schritte — natürlich Menschenschritte — von hier entfernt wohnte. So ging Noah weiter. Bald kam er an den anderen Bau. Wieder rief er. Hier kamen Mann und Frau gemeinsam heraus. Noah brachte sein Anliegen vor. Diesmal bekam er ein freudiges Ja zu hören. Wie sie standen, gingen sie gleich mit ihm. Noah versuchte, möglichst kleine Schritte zu machen, aber immer blieben die Maulwürfchen zurück, so daß er sie schließlich aufnahm und in seine Riesenärmel steckte. Von hier aus sahen sie sich vergnügt die Welt an. Bald kam die Arche in Sicht. Erst wunderten sie sich sehr über den unförmigen Bau, dann aber wanderten sie Hand in Hand hinein. Noah durfte sie nicht mehr tragen, denn sie mußten sich doch würdig zeigen, schon der anderen Tiere wegen.

In der Aussprache erlebe ich, wie immer dann, wenn eine Leistung starke Freude oder kräftige Ablehnung erfährt, daß unsere zuvor so fein säuberlich aufgestellten Gesichtspunkte auch nicht im geringsten beachtet werden. Und was tut das; sind sie nicht nur dazu da, dem Gespräch Richtung und Form zu geben, Gedanken herauszuholen, wo sie nicht von selbst hervorquellen? Jetzt aber strömen sie, purzeln wohl auch einmal durcheinander. Tut nichts! »Das war fein!« Wir haben uns noch nie überlegt, wie Noah die einzelnen Tiere zusammenruft, und daß manche gar nicht mitwollten. Es gefällt, daß der alte Maulwurf lieber bleibt, wo er ist, aus Liebe zu seinen Kindern. Vielleicht auch aus Bequemlichkeit? Und die jungen gehen gleich mit. Das täten wir bestimmt auch. Und wie spaßig, daß die Maulwürfchen einen guten Eindruck auf die anderen Tiere machen wollen. Und wie fein, daß I. daran gedacht hat, daß Noah wohl Sandalen und keine Schuhe trug. Drollig, wie der Maulwurf auf die klatschsüchtigen Frauen schimpft. Hübsch ist, wie er durch das Licht geblendet wird. I. hat sich so recht in einen Maulwurf verwandelt, als sie ihr Märchen erdachte.«

Die Hefte werden nun ausgeteilt, so daß jedes Kind ein beliebiges fremdes Heft erhält. Jetzt gilt es, aus den Aufsätzen Stellen herauszufinden und der Klasse vorzulesen, die als besonders gelungen zu bezeichnen sind. Aufgabe der Klasse ist es, jeweils das Urteil »gut!« zu begründen. Zuerst werden die Namen genannt, die man dem Maulwurf gegeben hat: Grabegut, Schwarzrock, Samtfellchen, Scharrmaus, Scharrpeter — daneben aber auch Menschennamen. Dann wird vorgelesen, z. B. »Er schenkte Muffel eine Brille aus feinstem Spinngewebe, damit er, wenn er doch einmal an die Erdoberfläche käme, nicht so von der Sonne geblendet würde.« — »Der Schnee war geschmolzen, und die braunen Hügel der Maulwürfe ragten schon wieder aus der gleichmäßigen Fläche der kahlen Wiese.« — »Der Maulwurf erzählt: ‚Da wurde ich sehr unsanft aus dem

Bau geschleudert. Ich wußte nicht, warum.' — Daß er junge Pflanzen zerstört hatte, erzählte er nicht. Aber vielleicht wußte er es auch nicht mehr.« — »Während er seine von der Arbeit schwarz gewordenen Pfoten wieder rosig und glänzend wusch und seine Frau ihm den schwarzsamtenen Rock ausbürstete . . .«
Das Klingelzeichen bereitet der Stunde ein Ende. Daheim sieht sich jedes Kind seine Arbeit gründlich durch. Es hat das Recht, zu Beginn der nächsten Stunde nach den Fehlern zu fragen, die es nicht ohne Hilfe verbessern kann. Klasse und, wenn nötig, Lehrer helfen. Besonderer Nachdruck wird darauf gelegt, daß das Kind einsieht, weshalb sein Ausdruck, seine Schreibweise, seine Zeichensetzung fehlerhaft waren, so daß es seiner Berichtigung eine kurze Begründung beifügen kann.

* * *

Eine andere Form der Aufsatzbesprechung sei dargestellt! Es handelt sich um eine von den Schülerinnen ebenfalls im 7. Schuljahr auf Blätter geschriebene Kurzarbeit, die nach der Abgabe nicht vom Lehrer, sondern zunächst von den Mitschülerinnen durchgesehen wird. Um jedes Kind zur Beurteilung des Aufsatzes fähig zu machen, wählen wir eine Arbeit, die eine gewisse Gleichförmigkeit aufweist: die Ausschmückung eines vom Lehrer nur andeutungsweise berichteten Geschehens:
Ein Großstadtbub, der daheim Stofftiere hat, die einen Laut von sich geben, wenn man sie drückt, kommt aufs Land, findet dort junge Kätzchen, greift zu, drückt sie, und . . .
Nachdem die Arbeit geschrieben und ausgetauscht ist, folgt eine Vorbesprechung, die das weitere Klassengespräch leiten soll. »Wir wollen überlegen, was die Darstellung unbedingt enthalten muß und was sie außerdem noch berichten könnte!« Die Klasse findet:

1. Wie geschah es, daß der Großstadtknabe aufs Dorf kam? (nicht unbedingt nötig!)
2. Malen der Welt des Dorfes, die dem Buben fremd ist (könnte allenfalls wegfallen!).
3. Schilderung des lebendigen Kätzchens (möglichst nicht weglassen!).
4. Der Bub hält das echte Kätzchen für ein Stoffkätzchen, das man drückt, damit es schreit. (Unbedingt nötig, sonst ist der Kern zerstört!)
5. Folgen der Verwechslung (darf nicht fehlen!)
6. Der Knabe wird mit dem lebendigen Tier vertraut, er, der nur nachgemachte Kätzchen bisher angefaßt hat (nicht unbedingt nötig, aber gut als Abschlußgedanke).

Bei der Besprechung ergibt sich, daß wir Nr. 3 noch anfügen möchten, wie der Bub das Kätzchen findet. Unser Arbeitsplan ist fertig. Jetzt gehen wir daran, ihn auszuführen. Das geschieht so, daß zu jedem der einzelnen Punkte die Kinder aus dem vor ihnen liegenden Zettel vorlesen, was unter die gefundenen Gesichtspunkte paßt. Ist eine Formung gegeben, so sucht die Klasse, ob sich nicht

eine noch bessere findet. So sind alle Schüler beschäftigt, und wir gelangen dahin, die jeweils beste Fassung zu finden, die sich dann alle Kinder aufschreiben. Die »Jagd nach der glücklichsten Lösung« richtet sich zunächst auf die Überschrift. Als wenig gut werden bezeichnet:
Der kleine Knabe und das Kätzchen. — Peters Erlebnis mit dem Kätzchen. — Ein kleiner Knabe und eine kleine Katze. — Als zu hochtrabend: Das Wunder der Natur. Folgenden Überschriften stimmt die Klasse zu: Erste Begegnung mit lebendigen Katzen. — Der Klagelaut. — Die echte Katze. — Vorsicht, sie lebt! — Das lebendige Spielzeug. Diese letzten Überschriften werden allgemein als die besten bezeichnet. Gar nicht oder nur kurz stellt man die Veranlassung dar: Reise zu Verwandten, Schulferien. Bei diesem Wort setzt bereits die Ablehnung der Klasse ein, die meint, es müsse ein sehr kleiner Bub sein, denn daß ein Stadtschulkind noch keine Katze gesehen hätte, sei nicht anzunehmen. Doch die Schreiberin verteidigt sich: Es handelt sich doch nicht um eine beliebige Katze, sondern um eine ganz junge, auch nicht ums Sehen, sondern ums Anfassen; es könnte wohl einen kleinen Schulbuben geben, der noch kein junges Kätzchen angefaßt hat. Das bezweifelt die Klasse.
Schilderung der Dorfwelt: Nicht einverstanden ist die Klasse mit Äußerungen wie: Er entdeckte immer neue Sachen, die ihm Spaß machten (nicht bildhaft!) — Er bewundert den Bauernhof. — Als wesentlich besser wird genannt: Peterli sitzt vor der Haustür auf der Steinbank des behaglichen Bauernhauses und blinzelt in die Sonne. — Klaus hatte noch nie wogende Felder, grasende Kühe und dunkle Wälder gesehen. — Sie gehen in den Kuh- und Schweinestall, und dann zeigt sie ihm die Geräte in der Scheune. — Hier wiehern Pferde, dort kommt eine Glucke mit ihren Küchlein. — Ganz einverstanden ist die Klasse mit den folgenden Lösungen: Da gab es alles, was Hänschen bisher nur in seinem Bilderbuch gesehen hatte, aber viel, viel größer: Riesengroße Tiere, die mächtig laut muhten oder wieherten und kräftig mit den Schwänzen um sich schlugen. Vor denen hatte Hänschen Angst. Aber es gab auch nette Spielgefährten, nicht allein die goldgelben Küchlein, nein, er hatte auf seiner Entdeckungsfahrt durchs Haus auf dem Boden etwas entdeckt, etwas, das noch viel, viel schöner war als Küchlein und Kreisel oder Bälle. — Als gut wird auch bezeichnet: »Nun will er gar auf den Heuboden steigen. Tipp, tapp, kriecht er auf allen Vieren die Holztreppe hinauf. So viele Stufen! Das ist wahrlich keine leichte Arbeit! Endlich ist er oben. O, wie fein riecht es hier nach frischem Heu! Er sieht um sich. Links sind zwei große Kammern, eine für Häcksel, eine für Stroh. Wie neu ist ihm das alles!«
Gut ist zumeist die Schilderung der Kätzchen gelungen; offenbar wirkt in mancher Darstellung weniger die lebendige Anschauung nach als die Erzählung »Mütter« von Karl Schönherr. Darin ist die Rede von »warmen, glatten Pelzchen und seidenen Pfötchen, kugelrunden Köpflein und blinzelnden Äuglein, von rosigen Mäulchen und den kleinwinzigen Schnurrbärtchen.« Da heißt es in den

Arbeiten der Kinder: »Vier kleine, schwarzweißgefleckte Samtkugeln liegen wohl eingebettet in Stroh, Wollfäden und Federn. Jetzt zeigt sich auch ein Kätzchen mit dem rosa Schnäuzchen und den winzigen Ohren. Seine Augen sind noch geschlossen. — Ein kleines Tier mit weichen schwarzen Haaren, einem rosa Schnäuzchen und mit weißen Pfötchen. — Vor ihm sitzt ein molliges, schwarzes Etwas mit kleinen Ohren, weißen Pfötchen, einem rosigen Mäulchen und runden Äuglein, die ihn erstaunt anblinzeln.«

Auf mannigfache Art ist geschildert, wie es zu der Begegnung zwischen dem Buben und den Kätzchen kommt. Diesmal läßt man alle Fassungen gelten, sei es, daß der Bub auf Forschungsreise geht und dabei auf die Kätzchen stößt, sei es, daß sie selbst zu ihm kommen. »Plötzlich schnurrte es zu seinen Füßen. O, was war das?« — Besonders gefällt: »Da — plötzlich bewegt sich der eine Strohhaufen, und heraus steigt die Katzenmutter. Es ist eine richtige lebendige Katze, die er da vor sich sieht. Aber warum deckt sie ihr Nest so sorgsam zu? Das muß doch eine besondere Bewandtnis haben. Da muß man doch gleich einmal nachsehen! Beinah bis an die Knie sinkt der kleine Mann ins Stroh ein. Endlich ist er an der geheimnisvollen Stelle angelangt.«

Die größten Abweichungen enthält die Darstellung, daß der Bub seine Erfahrung mit Stoffkätzchen auf die lebendigen überträgt. Hier erlebt die Klasse, was es heißt, eine »Pointe«, oder wie wir sagen »den Kern« der Sache zerstören. Unzufrieden ist die Klasse mit folgenden Wendungen: Daß das Tier auch Töne von sich geben konnte, erschreckte ihn. — Vor Freude nahm er eins der jungen Kätzchen in die Hand und drückte es, daß es einen Laut von sich gab. — Konnten denn diese Tiere auch schreien? Er hatte immer nur solche gehabt, die ganz still und steif waren. Er nahm das Kätzchen in beide Hände und drückte so lange, bis sich das Mäulchen öffnete und ein klägliches Miauen hörbar wurde. — Er fühlte das Glatte, Weiche, Atmende und strich über das glänzende Fell. Er wußte sich nicht zu helfen vor Glück und preßte und drückte den Körper und fühlte die Rippen des Kätzchens. — Ein Lob erhalten Darstellungen wie: »Hatte er nicht zu Hause eine ebensolche graue Stoffmieze, die laut miau schrie, wenn man sie auf den Bauch drückte? Hier war zweifellos das Schwesterchen seiner Mieze. — Mit einem Jubelschrei stürzt er auf die Mieze und jauchzt hell auf, als das kleine Kätzchen jedesmal schreit, wenn er es drückt. »Ein lebendiges Gummitierchen« jubelt er. — Wie ist es möglich, daß ein Tier, das er nur ausgestopft kennt, sich bewegen kann? Ob es wohl schreit, wenn er es drückt? — Ob die Miezekätzchen auch mit Sägespänen gefüllt sind wie seine Stoffmieze? Ob sie quieken, wenn man sie drückt? Anfassen kann man sie ja! Ach, sind die warm! Drin ist etwas, das anhaltend klopft. Hat die Mieze ein Hammerwerk in sich oder eine Uhr? Und er drückt und drückt. Doch kein Laut läßt sich hören. »Putt« (kaputt), sagt Peterli.«

Helle Freude aber weckt die folgende Darstellung: »Ach, da ist ja meine Miez! Was will denn die hier? Ich hab sie doch erst gestern

an mein Bett angebunden, damit sie nicht ausreißt! Aber die kann doch auf einmal laufen. Wie kommt denn das? Miez! Komm einmal schnell her zu Bubi! Folgen tut die auch nicht. Am Ende ist es gar nicht meine Miez. Ich muß sie doch einmal näher angucken. Ei, ei! Miez, wart doch einmal. Du bist gute Miez, ja? Guute Miez! Ei, ei! Nun mußt du aber antworten! (Der Kleine greift die Katze und drückt ihr die Rippen zusammen.) Na, wird's bald? Hast du Bubi nicht mehr lieb?«

Die Folgen der Verwechslung sind oft nicht bedacht worden. Wo sie erwähnt sind, geschieht es ziemlich übereinstimmend: Das Kätzchen schreit in höchster Todesangst, und die Katzenmutter setzt schon zum Sprunge an. — Da — mit einem Satz sprang die Alte auf ihn zu und kratzte so, daß Fritz das Kleine fahren ließ. — Mitleidig setzt er es wieder ins Körbchen. Die Mutter faucht ihn noch einmal an, dann leckt sie liebevoll ihr Junges ab. Ähnlich schließen alle Aufsätze bis auf zwei, die noch erwähnen, was das Erlebnis für den kleinen Mann bedeutet: Hier erkannte Fritzchen zum ersten Male das Lebende in einem Tier und sah, daß man nicht alles drücken kann, ohne daß es sich wehrt. — Von seiner Mutter lernte er, wie er Tiere zu behandeln hatte. Lebendige Tiere sind dem kleinen Großstadtknaben immer wie ein Wunder vorgekommen.

* * *

Wie entscheidend es ist, daß Arbeiten der Schüler eingehend und mit Betonung des Wertvollen besprochen werden, davon noch ein Beispiel. Die beiden folgenden Aufsätze stammen von annähernd gleichbegabten und zwar weit über den Durchschnitt begabten Schülerinnen des 8. Schuljahres. Den ersten schrieb ein Kind, das von auswärts zugezogen — erst wenige Wochen unsere Schule besuchte, das andere war seit drei Jahren meine Schülerin. Beide Arbeiten las ich der Klasse nacheinander zum Vergleich vor.

Blick in einen Kinderwagen.

1. Überall auf dem Lande und in der Stadt begegnet man den Kinderwagen. Schlecht und altmodisch gebaut, bald fein und elegant, also von außen sehr verschieden. Guckt man aber hinein, so ist der Inhalt nicht so verschieden. Man sieht stets ein kleines menschliches Wesen mit demselben Gesichtsausdruck, ohne Unterschied, ob arm, ob reich, ein Knabe oder ein Mädchen. Die Eltern sind am meisten stolz auf ihren kleinen Sprößling. Sie heben ihn gern aus dem Wagen, um ihn von Freunden und Fremden bewundern zu lassen.

Die innere Ausstattung des Wagens ist größtenteils sehr hübsch. Sie besteht aus weißen Kissen und Decken, die mit Bändern geschmückt sind. Oft ist auch noch das Verdeck mit Vorhängen versehen. Sehr still ist es ja meistens nicht in den Kinderwagen. Nämlich die kleinen Kinder pflegen zu weinen und zu schreien, entweder aus Langeweile oder ist es ein Zeichen, daß sie hungrig sind. Dann muß sie erst die Mutter beruhigen, und sie schlafen wieder ein.

2. Neugierig beuge ich mich über den hellgrün lackierten Kinderwagen. Die aufgespannte Wachstuchplane ist mit einem dünnen, luftigen Stoff gefüttert, der in vielen Fältchen und Rüschen zusammengenäht ist. Ein kleines Wesen liegt in dem Wagen, den Kopf tief in das weiche Kissen gedrückt. Unter dem schief gerutschten Häubchen sieht ein dünner, blonder Schopf Haare hervor. — Heute scheint es nicht zufrieden zu sein mit seinem Aufenthalt im Wagen, denn die Augenbrauen sind unwillig zusammengezogen. Nur ein kleiner Streifen (!) der Augen guckt aus den zusammengekniffenen Lidern hervor. Die kleinen, dicken Patschhändchen haben wütend einen Zipfel des Kissens gepackt und ihn in den

Mund gestopft, nun haben sie sich fest in den Zipfel verkrampft, wobei sich bei (!) dem winzigen Handgelenk zwei weiße Falten gebildet haben. Gleich wird das Geschrei losbrechen, der Mund ist schon weinerlich verzogen. Da erblickt es mich. Die winzig kleinen Augenspalten öffnen sich, und zwei große, dunkelblaue Augen starren mich verwundert an. Die dicken Händchen haben das Kissen losgelassen, dieses sinkt nun aus dem staunenden Mund wieder in seine alte Lage zurück. Die Stirn ist jetzt ernst nachdenkend hochgezogen, und um den Mund spielt ein leises Zucken, aber nicht, um in ein Geschrei loszubrechen, sondern um ein helles Lachen ertönen zu lassen.

Die Klasse hebt in ihrer Besprechung die grundsätzlichen Unterschiede der beiden Aufsätze hervor: Gesamteindruck des ersten: nüchtern, langweilig, des zweiten: anschaulich, lebendig. Wie kommt die verschiedene Wirkung zustande? Die erste Schülerin hat nicht beobachtet, sondern hat geschrieben, was sie und alle anderen Leute längst wissen; die zweite hat wirklich noch einmal liebevoll in einen bestimmten Kinderwagen geschaut. Die erste Darstellung lenkt den Blick auf das Allgemeine, die zweite auf den Einzelfall. Dabei geschieht es, daß die erste viel zu stark verallgemeinert. Was würde eine Mutter sagen, wenn man fände, daß ihr Kindchen genau so aussieht wie alle anderen! Blaß und allgemein ist die Wortwahl in dem einen, farbig und treffend in dem anderen Aufsatz. — Es war in der Folgezeit eine Freude zu beobachten, wie die neue Schülerin sehen lernte, wie sich ihr die Welt des Sichtbaren erschloß und wie damit verbunden ihre Sprache bildkräftiger wurde. Das Kind erfuhr damit eine Weckung und Ausweitung des eigenen Wesens — und darin liegt ein viel tieferer Sinn unserer Aufsatzarbeit, als ihn der erkennt, der im Aufsatz nichts anderes sieht als eine sprachliche Übung.

Freundschaft

Lektionsstoffe für den Unterricht in Lebenskunde auf der Oberstufe (VIII. Schuljahr)

Von Adolf Eberli

1. In jeder Klassengemeinschaft pflegen zeitweise Spannungen aufzutreten, Akte von Unfreundlichkeit zu geschehen zwischen einzelnen Gliedern oder Schülergruppen. Namentlich in geschlechtlich gemischten Klassen leidet manchmal das gute Einvernehmen zwischen Mädchen und Knaben, es bilden sich geheime Parteien und Bünde. Entweder wird der freundschaftliche Verkehr beider Geschlechter zu lebhaft, der Liebestrieb kündigt sich an im gegenseitigen Austausch von geheimen Zettelchen und Liebesbriefchen, oder die Knaben gefallen sich gegenüber den Mädchen in grobem, ungehobeltem, ja flegelhaftem Auftreten. In beiden Fällen wird der Lehrer gezwungen sein einzuschreiten. Denn ein gesunder Klassengeist, das Gefühl gegenseitigen Vertrauens und Aufeinander-Angewiesenseins bilden eine wesentliche Voraussetzung für eine gedeihliche Schularbeit, sozusagen das Klima, das die schönsten Blüten und wertvollsten Früchte im Laufe der Jahresarbeit hervorzubringen vermag.

Die folgende Stoff-Skizze will zu dem Thema Freundschaft und Jugend etwas Stoff bereitstellen, der im Rahmen von Lektionen, Besprechungen, Unterrichtsgesprächen vom Lehrer — seinen Schul-

verhältnissen entsprechend — verwertet werden mag. Das unterrichtliche Eintreten auf den Gegenstand: Jugendfreundschaft, der sich mehr an die Seele und an das Gemüt als an den Verstand der Schüler wendet, kann, wenn es im geeigneten Augenblick erfolgt, wahre Wunder wirken und die Schulluft dauernd von trennenden und vergiftenden Einflüssen befreien, die das Aufkommen herzlicherer Beziehungen zwischen den Gliedern bisher verhinderten.
Was von allen lebenskundlichen Betrachtungen im allgemeinen gilt, das soll auch hier ausdrücklich verlangt werden: Sie müssen sich auf gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen von Schülern und Lehrer aufbauen, sozusagen aus dem pulsierenden Leben der Schulklasse herauswachsen. Nicht zum Moralpredigen der alten Schule wollen wir zurückkehren, sondern alltägliche Erscheinungen, kleine und große Begebenheiten des Schullebens sittlich auswerten und seelisch vertiefen.
2. Die ersten und natürlichsten Freundschaftsbeziehungen knüpfen sich meist zwischen Nachbarskindern, denn da sind die beiden äußern Bedingungen ohne weiteres gegeben: gemeinsame Bestrebungen und Ziele, häufiges örtliches Beisammensein. Als tägliche Spielkameraden lernen sie sich immer besser kennen. Schon diese erste Stufe der Freundschaft stellt gewisse Anforderungen an die beiden Genossen. Jeder erwartet, daß sich der andere anpasse, einordne, verträglich zeige und gelegentlich auch nachgebe, »um des Friedens willen«. Nicht nur »der Klügere gibt nach«, wie das Sprichwort sagt, sondern auch der Verträglichere, Friedlichere. Spielverderber sein, weil man einen besseren Vorschlag zu haben glaubt, oder weil der Vorschlag von anderer Seite kommt, ist nicht schön. Es fehlt da an tapferer und freundschaftlicher Selbstüberwindung. »Und doch ist Nachgiebigkeit im Verkehr mit Kameraden die beste Schule der Selbständigkeit, weil sie den Menschen dazu erzieht, hart gegen sich zu sein und sich nicht selber nachzugeben.« (Foerster: Lebenskunde, Ein Buch für Knaben und Mädchen. Rotapfel-Verlag, Zürich, Seite 222: Spielverderber).
Die vielgehörte Redensart: »Wenn es auf mich ankommt, so will ich der Spielverderber nicht sein«, darf man allerdings nicht ganz ohne Einschränkung gelten lassen. Beispiele! (Beteiligung an schlimmen Streichen).
3. Beim Verhalten von Kindern wie Erwachsenen im persönlichen Verkehr walten geheimnisvolle Kräfte, die wir als anziehend (positiv) mit Sympathie und als ablehnend (negativ) mit Antipathie bezeichnen. Sympathisch heißt soviel wie mitfühlend, zusagend, seelenverwandt, das Gegenteil dazu wäre abstoßend, ablehnend, widerwärtig. Oft genügt das bloße Aussehen, eine Äußerung, ein Körperfehler, um Widerwillen zu empfinden gegen jemand. Ob man gut tut, sich vom ersten Gefühl allzusehr leiten zu lassen, ist eine Frage. (Vergleich mit bekömmlichen Speisen, die uns zuerst mißfallen, später gut schmecken.) Der erste Eindruck eines Menschen auf uns könnte leicht zu falscher Einstellung und zu Fehlhandlungen verleiten.
4. Hat man aber einen wirklich geistesverwandten Spielgefährten ge-

funden, so gebietet es die Pflicht, ihn nicht zu beleidigen und zu kränken.

Bald ist ein böses Wort gesagt,
der andre aber geht und klagt.

Wie schwer fällt es manchen Kindern, ihre Spielkameraden um Verzeihung zu bitten.

Beispiel: Ein Schneeball fliegt einem ahnungslos dastehenden Schüler mitten ins Gesicht. Er zuckt zusammen, erschrickt und sucht den Täter zu entdecken. Wird dieser teilnehmend um Entschuldigung bitten, so ist der Schmerz bald vergessen. Lacht er aber den Getroffenen noch aus, so bricht dieser sicherlich in lautes Weinen aus als Antwort auf das taktlose Verhalten seines unedeln Kameraden, der keinen Anstand weiß.

5. Tritt das Kind in den Kreis seiner Schulkameraden, so eröffnen sich neue gesellige Möglichkeiten. Von einem flotten Schulkameraden verlangt man schon ziemlich viel. Er soll als Nebenschüler gefällig und hilfsbereit sein in allen Lagen. Man erwartet von ihm Mitleid, Güte, Freigebigkeit. Man stelle sich einen Freund als Geizhals vor! Vor allem aber soll er in Zank und Streit zum Freund halten, Treue beweisen, ein Versprechen halten, ein Geheimnis bewahren. Bei Erkrankung tut sein Besuch doppelt wohl. Er vermittelt dann die Verbindung mit den Kameraden, dem Lehrer, dem Lehrstoff (Helfen beim Lösen von Aufgaben). Einen aufrechten Schulkameraden stellt man sich unbedingt zuverlässig, ehrlich und wahrhaftig vor. Anlügen gibt es ebensowenig wie Angeberei und Klatsch. Ist er der Stärkere, so mißbraucht er seine Kraft nicht, sondern unterstützt den Schwächeren, hilft ihm auf die Gefahr hin, selbst in Unannehmlichkeiten zu geraten. »Ein echter Freund bewährt sich in der Not«, selbst wenn sein eigenes Leben auf dem Spiele steht.

Beispiele von Lebensrettung durch einen Freund (kann auch ein Tier sein!).

Freunde in der Not
gehen hundert auf ein Lot *)

Aufsatzthema: Mein bester Freund.

Vorlesen: »Theodor« von Ferd. Avenarius. Dies ergreifende Gedicht schildert einen Knaben, der seinen Kameraden um keinen Preis verrät.

6. Vor allem sollen Schüler die Namen ihrer Kameraden achten. Wie ein schleichendes Gift wirkt sich unter Schulkameraden das Rufen von Übernamen aus. Es gibt wohl in jeder Klasse Inhaber von komischen, beinahe lächerlichen Geschlechtsnamen (Beispiele!). Es braucht oft tieferes Nachdenken und längeres Nachforschen, um deren ursprünglichen Sinn zu verstehen. Aber es lohnt sich, etwas Namenkunde zu treiben! Was die sogenannten »Spitznamen« anbelangt, die auf einer Nachäffung studentischer Gepflogenheiten beruhen, so mögen sie manchmal sehr treffend und bezeichnend lauten. Wenn man sie aber tagtäglich zu hören bekommt, verleiden auch die witzigsten »Vulgos«, erwecken Verdruß und werden lästig. Jeder Mensch hat von seinen Eltern, ohne sein

*) Früheres Gewicht = $1/32$ Pfund = $15^5/_8$ g.

Zutun, zwei Namen mitbekommen, was vermag er dafür? Fort daher mit der Übernamen-Seuche, die nur Verstimmung und Hader unter die Klassenglieder säet! Bleiben wir bei den unveränderten überlieferten Namensbezeichnungen.
Aufgabe: Eine Klassentabelle erstellen in der Buchstabenfolge der Geschlechtsnamen, in Kunstschrift ausgeführt und mit einer Randverzierung versehen.
7. Auf eine besondere Erscheinungsform von Schülerfreundschaften sei noch besonders hingewiesen, deren Band gemeinsame Arbeit bildet. Es gibt nichts Schöneres, als wenn sich 2-3 Buben oder Mädchen zu einer freiwilligen Arbeitsgemeinschaft zusammentun. Sei es, daß sie Schulaufgaben lösen, sei es, daß sie Freizeitwerke in Angriff nehmen und Handarbeiten ausführen. Der Gewinn liegt hier in der gegenseitigen Ergänzung und Befruchtung, namentlich auch in der Möglichkeit, Arbeitsteilung durchzuführen.
8. Nicht alle Schülerfreundschaften halten den Stürmen des Lebens stand. Unbarmherzig reißen die Unterhaltssorgen gute Freunde oft weit auseinander, so daß sie die Verbindung verlieren. Vielmal gilt auch das Sprichwort: »Aus den Augen, aus dem Sinn«. Am engsten verbunden bleiben Kameraden, die schöne und tiefe Jugenderlebnisse als kostbare Erinnerungen ihr eigen nennen. Wie gemeinsames Arbeiten, so schmiedet auch geselliges Wandern (Jugendwanderungen), Reisen (Schulreisen), gemeinsamer Feriengenuß (Ferienkolonien) Kinderherzen enger zusammen, namentlich wenn eine Gefahr drohte oder eine Notlage zu überwinden war. Beispiele! (Verregnete Schulreise, Bergtour mit Unfall, Schülerwanderung mit Unterbruch wegen Erkrankung eines Teilnehmers).
9. Um wenigstens eine faßbare Erinnerung hinüberzuretten ins Alter, ist es bei befreundeten Mädchen üblich, sich gegenseitig ins Album zu schreiben. Dieses allgemein bekannte Schüler-Freundschafts-Album entspringt einer guten alten Sitte. Unsere Großmütter besaßen noch die ursprünglichere Form (die älteste geht auf die geweißten Holztafeln der Römer zurück) des Gedenkbuches. Sie besaßen goldgeränderte Albumblätter in einer besonderen Schachtel. War es nicht viel feiner, inniger, vertraulicher, diese Blätter einzeln an Freundinnen auszugeben und nach erfolgter Beschriftung wie ein Heiligtum im Schrein zu verwahren, als persönliches, vertrauliches Schriftstück? Das heutige Album, das als gebundenes Buch von Haus zu Haus wandert und neugierigen Blicken zugänglich ist, bedeutet es nicht eine grobe Verflachung, eine Herabwürdigung einer alten schönen Sitte? Auch inhaltlich ist das heutige Schüleralbum auf eine geschmacklich sehr tiefe Stufe gesunken. Man lese einmal diese landläufigen Albumsprüche, so nichtssagend, alltäglich, abgeschmackt wie nur möglich. Das ist nicht mehr Dichtkunst, sondern geist- und herzlose Reimerei, Laienpoesie, Gelegenheitsdichtung schlimmster Sorte. Von den billigen farbigen Glanzbildchen gar nicht zu sprechen!
Wie viel reizvoller und stilgerechter müßte es sein, einen markigen Kernspruch in Kunstschrift zu schreiben und das Bild mit der Feder

selbst zu zeichnen. Es kann ja auch eine andere Bildtechnik angewendet werden: eine gute Malerei, ein Scherenschnitt, ein farbiger Papierriß oder ein Linoldruck. Auf alle Fälle aber sollte ein passender Vorwurf in einer eigenartigen, persönlichen Art gestaltet werden.
Der Lehrer sammle einmal eine Reihe schlechter Albumverse und Schundbildchen und benütze sie als Gegenbeispiele, um etwas Mustergültiges, Gediegenes mit der Klasse zu erschaffen! *) Eine dankbare Aufgabe für ein paar gesegnete Zeichenstunden! Namentlich dort, wo dem Lehrer Gelegenheit geboten ist, im Werkunterricht auch das Handwerkliche durch die Schüler ausführen zu lassen (Papier schneiden, Schachtel mit Deckel erstellen, Überziehen mit selbstgefärbtem Kleisterpapier).

10. Wie verhalten sich wohl ehemalige Schulkameraden, wenn sie sich im späteren Leben wieder begegnen? Man nimmt an, daß alle Freude empfänden über ein Wiedersehen. Aber ihr Verhalten ist sehr verschieden. Den einen ist es wohl ergangen, sie haben inzwischen ihre Bildung vervollständigt, eine einträgliche Stellung errungen, sich wirtschaftlich emporgeschwungen. Andere aber sind weniger glücklich gewesen, ganz einfache Leutchen geblieben. Besteht da nicht die Gefahr, daß die Bessergestellten etwas überheblich auf die vom Schicksal Benachteiligten herunterschauen? Hier zeigt sich dann, wer wirkliche Bildung und wer mehr Einbildung besitzt, ob der Charakter bescheiden geblieben oder verdorben worden ist.
Gut zusammengeschweißte, harmonische Klassen behalten ihren Kitt jahrzehntelang, veranstalten von Zeit zu Zeit Versammlungen, regelmäßig wiederkehrende Zusammenkünfte (Klassenversammlungen). Für die betreffenden Lehrer bedeutet es jeweils eine große Ehrung, zu einer solchen Tagung ehemaliger Schüler eingeladen zu werden.

11. Das Leben bietet wohl jedem Menschen reichlich Gelegenheit, Freundschaften zu schließen nach der Schulzeit. Es heißt jedoch vorsichtig sein, zuerst zu prüfen, wem man die Hand zum Freundschaftsbunde reicht. Es gibt eben leider auch falsche Freunde. Beispiele! Ein besonders ernstes Wort mag am Platze sein über das freundschaftliche Verhältnis zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts! Hier den rechten Weg zu finden, nicht zu weit zu gehen in Vertraulichkeiten, aber auch kein Sonderling zu werden, davon hängt zu einem guten Stück das spätere Schicksal des Menschen ab. (Eheschließung!)

Sicher ist, daß es mit vorgerücktem Lebensalter immer schwerer wird, Freundschaften zu schließen. Um so mehr behalte man die Jugendfreunde und Schulkameraden in gutem Andenken!

12. Lehrreich ist es, der Bedeutung von sinnverwandten Wörtern etwas nachzugehen wie Kamerad, Genosse, Gefährte, Geselle, Kollege, Freund. Der Sinn des Ausdrucks »Kamerad« findet wohl seine beste Erklärung in dem Gedicht Uhlands:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nicht!

*) Wertvolle Albumsprüche enthalten das Oktoberheft 1934 und das Märzheft 1935 der Neuen Schulpraxis.

Hier ist ein Kriegskamerad gemeint. Vor der Schlacht bleibt dem Soldaten keine andere Hoffnung, als daß sein Nebenmann ihm zu Hilfe eile, wenn er verwundet wird, ihn vielleicht vor dem Verbluten oder Ersticken rette (Gaskrieg!).

Wer unser »Genosse« ist, der genießt mit uns Freud und Leid. Ein froher Wandergenosse, ein geduldiger Leidensgenosse bleibt uns stets in angenehmer Erinnerung. Ziemlich unbekannt ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Kumpan, von co=zusammen und panis=Brot, also Brotgenosse (lateinisch=companio, französisch=compagnon).

Wer mit uns hinauszieht zu Fuß oder hinausfährt zu Wagen, der ist unser Gefährte. Der Wandergefährte spielt in Volksliedern eine wichtige Rolle.

Ein Geselle ist ursprünglich, wer mit jemand den gleichen Saal, das gleiche Haus bewohnt. Das Wort erhielt später auch den Sinn von beigesellen, begleiten, Gesellschaft leisten (Wandergeselle, Jagdgeselle, Spießgeselle). Heute ist ein Geselle ein Handwerksgehilfe.

Der Ausdruck Kollege bezeichnet den Amtsbruder, den Berufsgenossen. In Lehrer-, Pfarrer-, Beamten- und Angestelltenkreisen spricht man Kollegen mit dem vertraulichen »Du« an.

Das Lob des Freundes singt begeistert Fr. Schiller im »Lied an die Freude«.

Wem der große Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Stimme in den Jubel ein.

Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Und wers nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Anreden: Mein lieber, guter, bester, teurer, treuer Freund.

Der Freundschaftsbrief im Gegensatz zum Geschäftsbrief.

Vorlesen aus Briefen berühmter Männer und Frauen.

Redewendungen, gebräuchliche Ausdrücke, Sprichwörter (nach Duden, Stilwörterbuch):

Ein intimer, bewährter, vertrauter, wahrer, echter, falscher Freund; dicke Freunde sein; gut Freund werden; wie gehts, alter Freund? Guter Freund, das seh' ich mir nicht lange mehr an; sich jemanden zum Freunde machen; du bist mir ein schöner, netter Freund! Mein Freund ist er nicht gerade; Freund Hein = der Tod; politische Freunde = Parteigenossen; ich bin kein Freund von vielen Worten, von schönen Redensarten, vom Trinken, von Musik, der Wahrheit, des Volkes; Freund und Feind (jedermann); er ist mir nicht freund-(lich gesinnt).

Wer Geld hat, hat auch Freunde.

Jedermanns Freund
ist niemands Freund.

Mit jemand Freundschaft schließen, Freundschaft halten; in Frieden und Freundschaft mit jemand leben; Beweise einer wahren und unwandelbaren Freundschaft geben; die ganze Freundschaft (Verwandtschaft) nahm an dem Begräbnis teil; Freundschaft geht über Verwandtschaft; Borgen schadet der Freundschaft.

14. Das hohe Gut der Freundschaft kennt man seit uralten Zeiten, wahrscheinlich seit es Menschen auf der Erde gibt. Geschichte und Sage haben uns rührende Beispiele von Freundespaaren überliefert, die ihr Schicksal auf Gedeih und Verderb aneinanderketteten.

Jedes Schulkind kennt aus dem alten Testament die Freundschaft

zwischen dem Königssohn Jonathan und dem Bauernkind David. Davids Klage tönt ergreifend:

Es tut mir leid um dich, mein Bruder Jonathan.

Die griechische Geschichte nennt Achilles, den Helden von Troja, zusammen mit seinem Waffengenossen Patroklos.

Aber was frommt mir solches, nachdem mein Patroklos
mir hinsank, den ich wert vor allen Freunden geachtet,
wert wie mein eigenes Haupt.
Homers Ilias v. J. J. Voß, 18. Gesang.

In der »Bürgschaft« verherrlicht Schiller die Freundestreue zwischen Möros und Selinuntius in klassischer Form:

Und die Treue,
Sie ist doch kein leerer Wahn!

In der deutschen Sage erstehen als zwei Freunde der grimme Hagen und der hurtige Spielmann Volker, die sich geloben, als treue Freunde einander bis in den Tod beizustehen.

Schiller und Goethe, durch tief innere Verwandtschaft verbunden, förderten sich in der Dichtkunst und knüpften warme Freundschaftsbande, die bis zum frühen Tode Schillers dauerten (Briefwechsel!). Ein Denkmal der beiden Dichterfreunde von Rietschel, als Sinnbild dieser Freundschaft, steht vor dem Weimarer Theater.

Schließlich möge noch die von J. V. Scheffel herrlich geschilderte Freundschaft von Audifax und Hadumoth im »Ekkehard« erwähnt sein, die sich ausgezeichnet zum Vorlesen eignet auf der Oberstufe.

Aufgabe: Man suche Freundespaare in der Schweizergeschichte, in der Jugendliteratur und lasse von ihnen erzählen.

15. Die Kenntnis von verschiedenartigen Freundschaftsverhältnissen aus Leben und Erfahrung, Sage und Dichtung, Literatur und Geschichte wird die Kinder in der Auffassung vom hohen Werte wahrer echter Freundschaft nur bestärken. Das Endergebnis wird sein, daß sie die Freundschaft als eines der höchsten Güter dieser Erde erkennen lernen, als ein kostbares Kleinod schätzen, das mit allen Mitteln zu bewahren und zu verteidigen ist.

Es sind weitere Sprichwörter, Sprüche, Bibelstellen, Epigramme und Dichterworte zu suchen und einzeln in Kunstschrift zu gestalten (Albumverse).

Einige Beispiele:

Ein getreues Herz zu wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Kleinod weiß.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz.
Aus »Lied der Treue« v. Paul Flemming.

Und wer den höchsten Königsthron gewann,
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann. Bodenstedt.

Wem der Himmel keinen Freund beschert,
weh ihm, der Mann ist keines Grußes wert! Aus Bodenstedt.

Lied der Freude.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,

Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die Freundschaft schwesterlich
Dem Redlichen die Hand.
Sie trocknet ihm die Tränen ab
Und streut ihm Blumen bis ins Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung
Und Dämmerung in Licht.
Sie ist des Lebens schönstes Band;
Schlagt, Brüder, treulich Hand in Hand!
So wallt man froh, so wallt man leicht
Ins bessre Vaterland.
Aus »Lied der Freude«, 5.-7. Strophe, v. M. Usteri. Melodie v. H. G. Nägeli.

Freundschaft.
Wahre Freundschaft soll nicht wanken,
Wenn sie gleich entfernet ist,
Lebet fort noch in Gedanken,
Und der Treue nicht vergißt.
Keine Ader soll mir schlagen,
Wo ich nicht an dich gedacht;
Ich will für dich Sorge tragen,
Bis zur späten Mitternacht.
Wenn der Mühlstein traget Reben
Und daraus fließt kühler Wein,
Wenn der Tod mir nimmt das Leben,
Hör ich auf, getreu zu sein. (Dichter unbekannt.)

16. Die Freundesliebe als Vorstufe der allgemeinen Menschenliebe. Lektion zur Einführung in die Staatsbürgerkunde.
Die Beziehungen des Menschen zur Umwelt. (Graphische Darstellung durch konzentrische Kreise.)
1. Das Ich (Egoist).
2. Der Familienkreis.
3. Der Freundeskreis.
4. Der Bekanntenkreis.
5. Der Verein.
6. Die Genossenschaft.
7. Die Gemeinde.
8. Der Kanton.
9. Der Bund.
10. Der Völkerbund.

Mehr Formen mit Ton!

Von Richard Rothe

Das Formen mit Ton gehört zu den urtümlichsten Gestaltungsversuchen des Menschen seit den ältesten Zeiten. Es ist dem Menschen eingeboren, an jedem Werkstoff seine Kraft zu probieren, ihm mit den Händen eine Form zu geben nach seiner Phantasie. Aus spielerischem Tun, aus Probieren und Versuchen mit mannigfachen Geräten, die das Werk fördern helfen sollen, entsteht eine ganz bestimmt gerichtete Arbeit, ein Handwerk mit den dazu notwendigen Werkzeugen als Ergänzungen, Verstärkungen der Hand. Aber zuerst war es die Hand ganz allein, die sich mit einem bestimmten Werkstoff auseinandersetzte, und was sie schuf, war reines Hand-Werk. In der ganz gleichen Art tritt das Kind an die Werkstoffe seiner Umgebung heran, mit der Kraft

und Geschicklichkeit seiner Hände, geleitet von dem Formwillen seiner Phantasie, sucht es sie kennenzulernen. Erst nach und nach erwirbt es Sinn und Verständnis für die Werkzeuge seiner Umgebung, um sie, gleich wie die Hände, an allen Materialien zu probieren, bis es so viele Erfahrungen gesammelt hat, daß es jedes Werkzeug nach seiner Bestimmung richtig gebrauchen lernt. Vorerst aber geht es mit jedem Werkzeug an jedes Material heran, und das ist der richtige Weg, denn nur auf diese Weise kann es zu den notwendigen Erfahrungen kommen, die es lehren, das Werkzeug am rechten Platz richtig gebrauchen zu können.

Aber wie wird das Kind zum richtigen Gebrauch der Werkzeuge kommen, wenn nicht vorher seine Hand in tausend Griffen zur Geschicklichkeit geübt und damit auch gekräftigt wurde. Es muß die Grenzen seiner Handtätigkeit erfahren haben, um später das Werkzeug an der rechten Stelle einsetzen zu können. Es handelt sich also nicht darum, dem Kinde so früh als möglich Werkzeuge in die Hand zu geben, wohl aber darum, dem Kinde so viele Gelegenheiten als möglich zu schaffen, seine Hand im Werkstoffbewältigen und Formgeben zu versuchen. Da muß nach einem Werkstoff gesucht werden, der dem Kinde in bezug auf den notwendigen Kraftaufwand und in der Fähigkeit des Materials entspricht, um seinem Formwillen zu gehorchen.

Das ist der Ton. Es gibt kein anderes Material *), das ihn ersetzen könnte. Das Formen mit Ton ist die Grundtechnik für alles Gestalten mit Material, die notwendige Voraussetzung für ein späteres gedeihliches Arbeiten im Sinne des Handwerks. Das Kind will in erster Linie gestalten, formgeben, und so muß ein Stoff, der dem entgegenkommt, für das Kind das beste sein. Erst später will es auch dem harten Werkstoff mit Kraft seinen Willen aufdrängen, dann eben, wenn seine eigenen Kräfte entsprechend gewachsen sind.

Damit erscheint das Formen mit Ton die berufene Technik für die Unterstufe, obwohl es natürlich auf keiner Stufe vernachlässigt werden sollte, denn es hilft auch mächtig dem zeichnerischen Gestalten zur rascheren Entwicklung. Es entwickelt den Formensinn, das Gefühl für Proportion und Bewegung, für Plastik und Orientierung im Raum. Aber es entspricht auch dem Begabungstyp, der im Gestalten mit plastischem Material sein eigentliches Betätigungsfeld findet, und das ist ein großer Bruchteil der Schülerzahl jeder Klasse. Würden nur regelmäßig solche Untersuchungen durchgeführt, dann würde bald die Überzeugung Platz greifen, wie notwendig es ist, vom ersten Schuljahr an in allen Klassen mit Ton zu formen. Aber meistens kommt das Formen über ein paar schüchterne Versuche mit kleinen Plastilinstücken nicht hinaus und schläft bald wieder ein.

*) Plastilin hat wohl auch in der Schule seine Berechtigung, aber es ist immer nur ein Ersatz, und dort, wo die Erlangung von Ton möglich ist, sollte nur er verwendet werden.

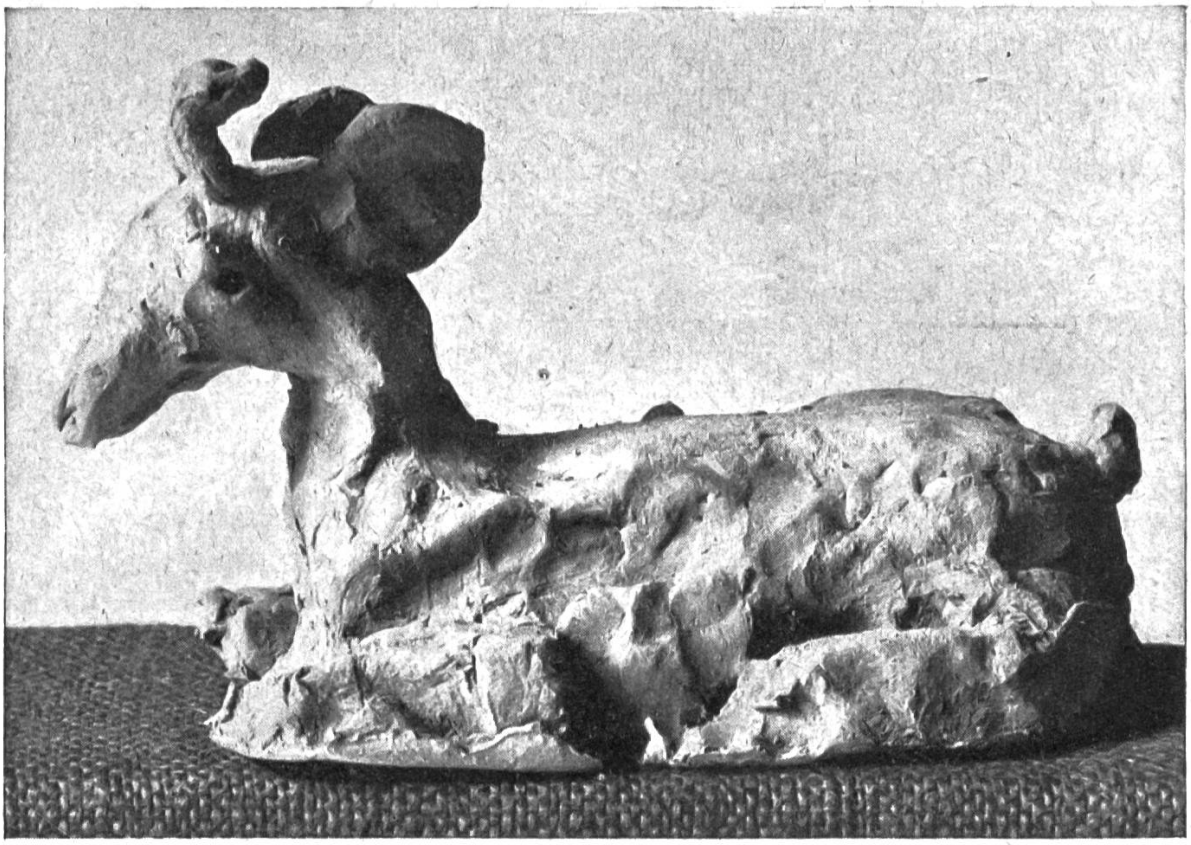


Abb. 1. Ziege und Lamm aus Ton geformt.

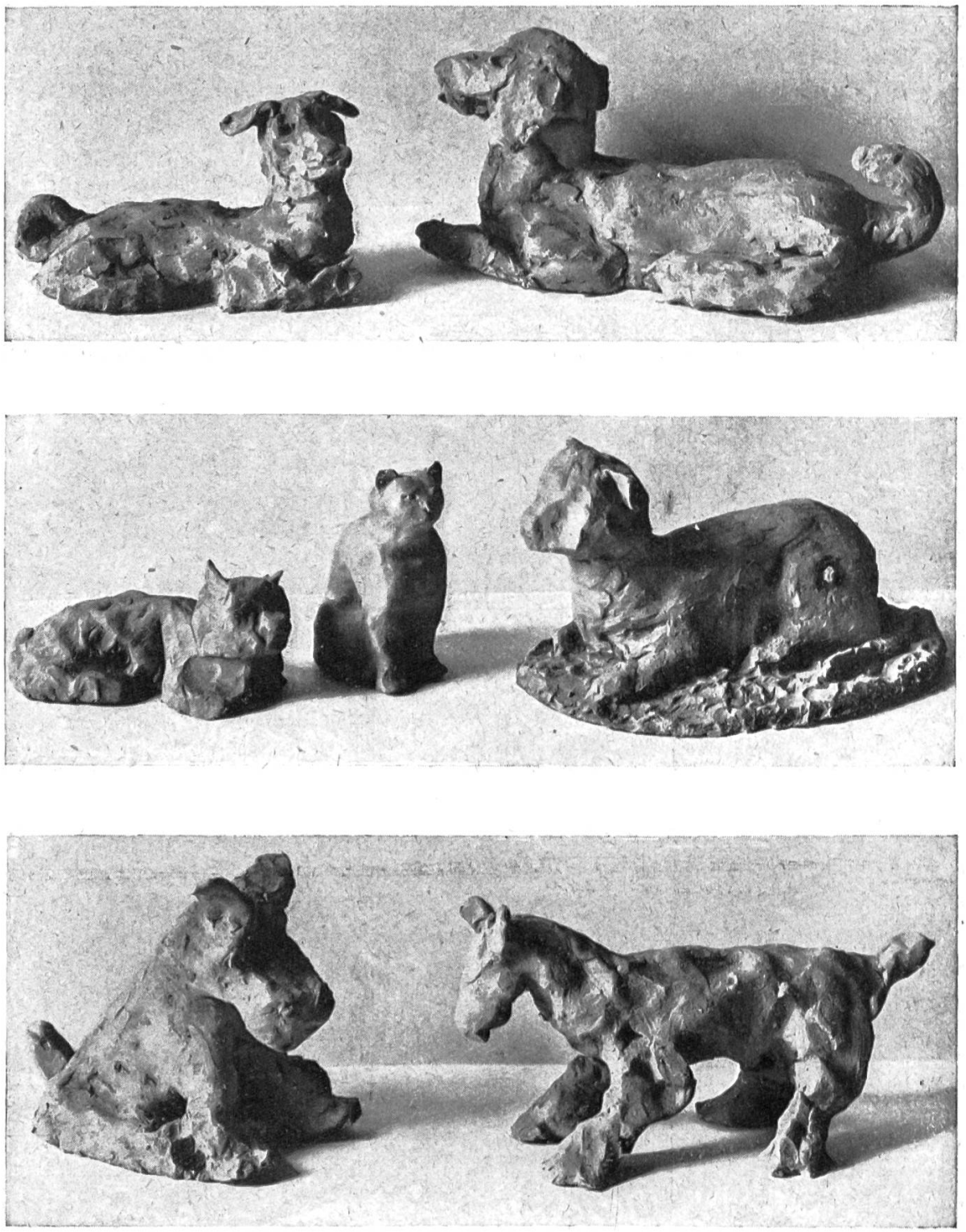
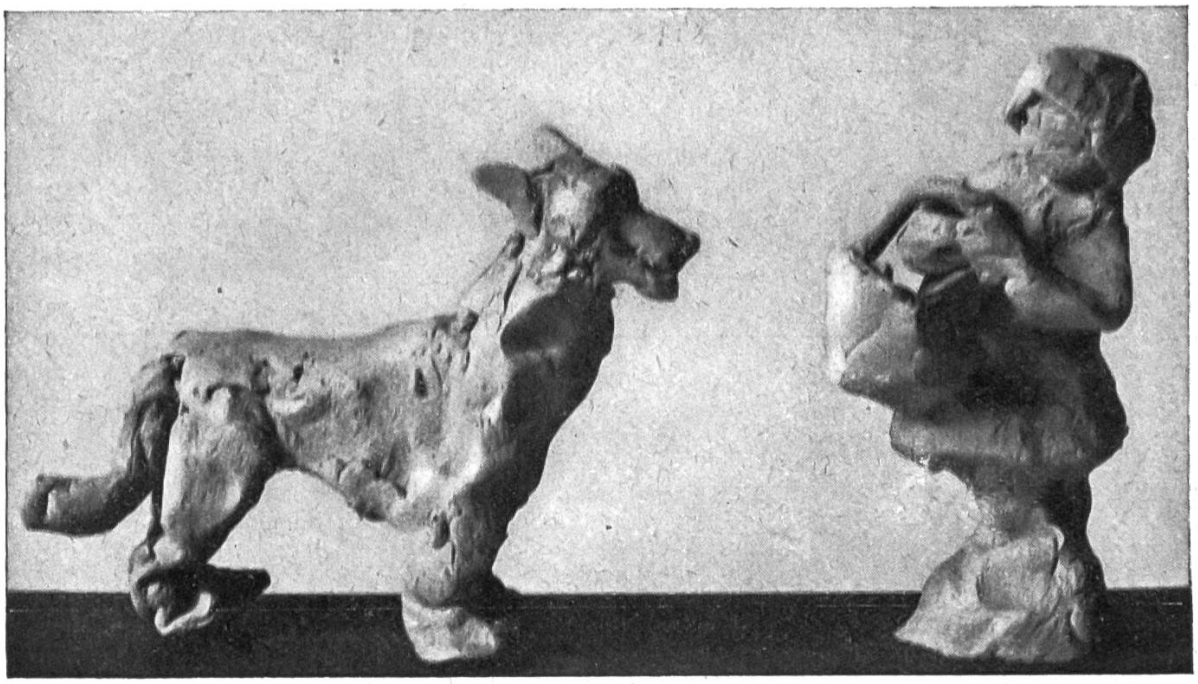


Abb. 2. Hunde und Katzen aus Ton geformt.

Deshalb wird es notwendig, immer wieder von neuem darauf hinzuweisen, wie dringend wichtig es ist, dem Formen mit Ton einen festen Platz im Gestaltungsunterricht der allgemeinbildenden Schule anzuweisen, nicht nur vom Standpunkte der künstlerischen Erziehung aus, sondern überhaupt als Vorbereitung für jede handwerkliche Arbeit.

Hier findet sich das Kind am ehesten zurecht, hier wird es ihm am



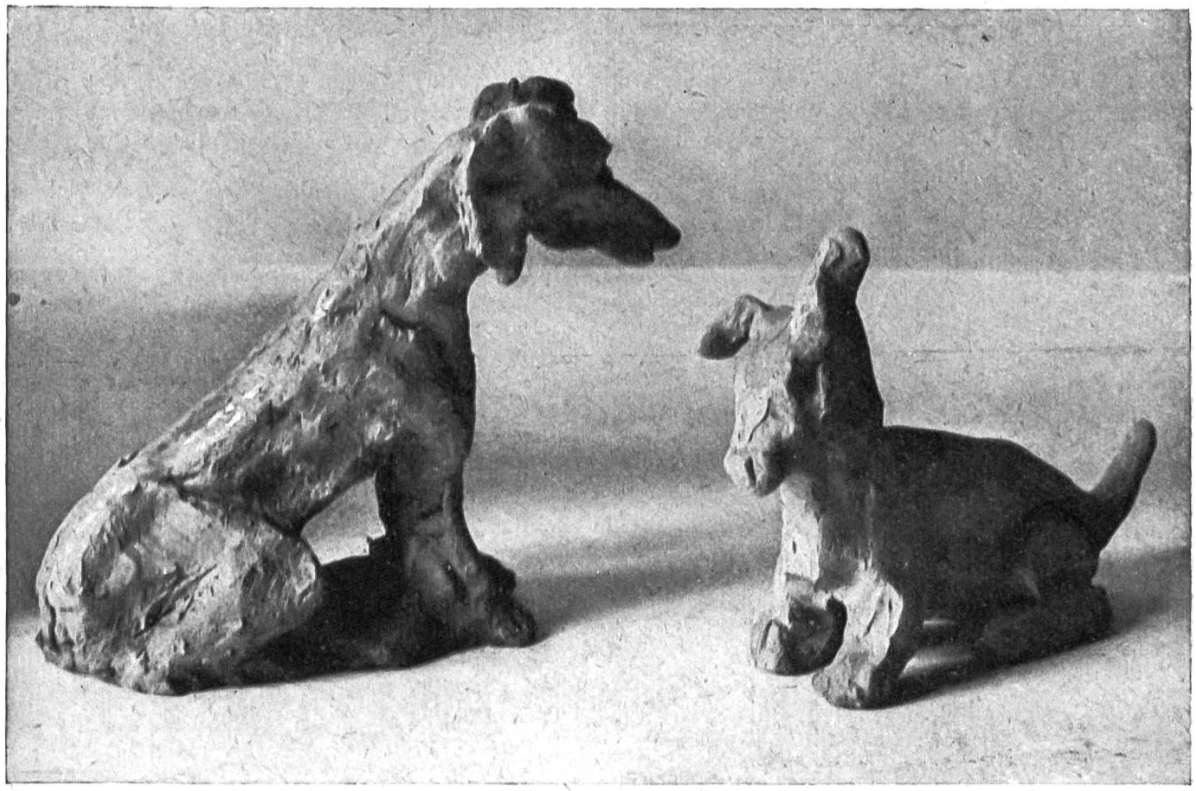


Abb. 3. Rotkäppchen und der Wolf, Hunde aus Ton geformt.

ehesten möglich gemacht, selbsterkannte Fehler rasch richtigzustellen, eher das Ziel zu erreichen als mit anderen Techniken. Mit ein paar Griffen kann alles von Grund auf geändert, besser, schöner und vollständiger gemacht werden. Um so lieber wird das Kind immer wieder versuchen und immer wieder bestrebt sein, Fehler gutzumachen, Einheitlichkeit, Geschlossenheit anzustreben. Dazu wird es aber nicht kommen, wenn seinen diesbezüglichen Bestrebungen

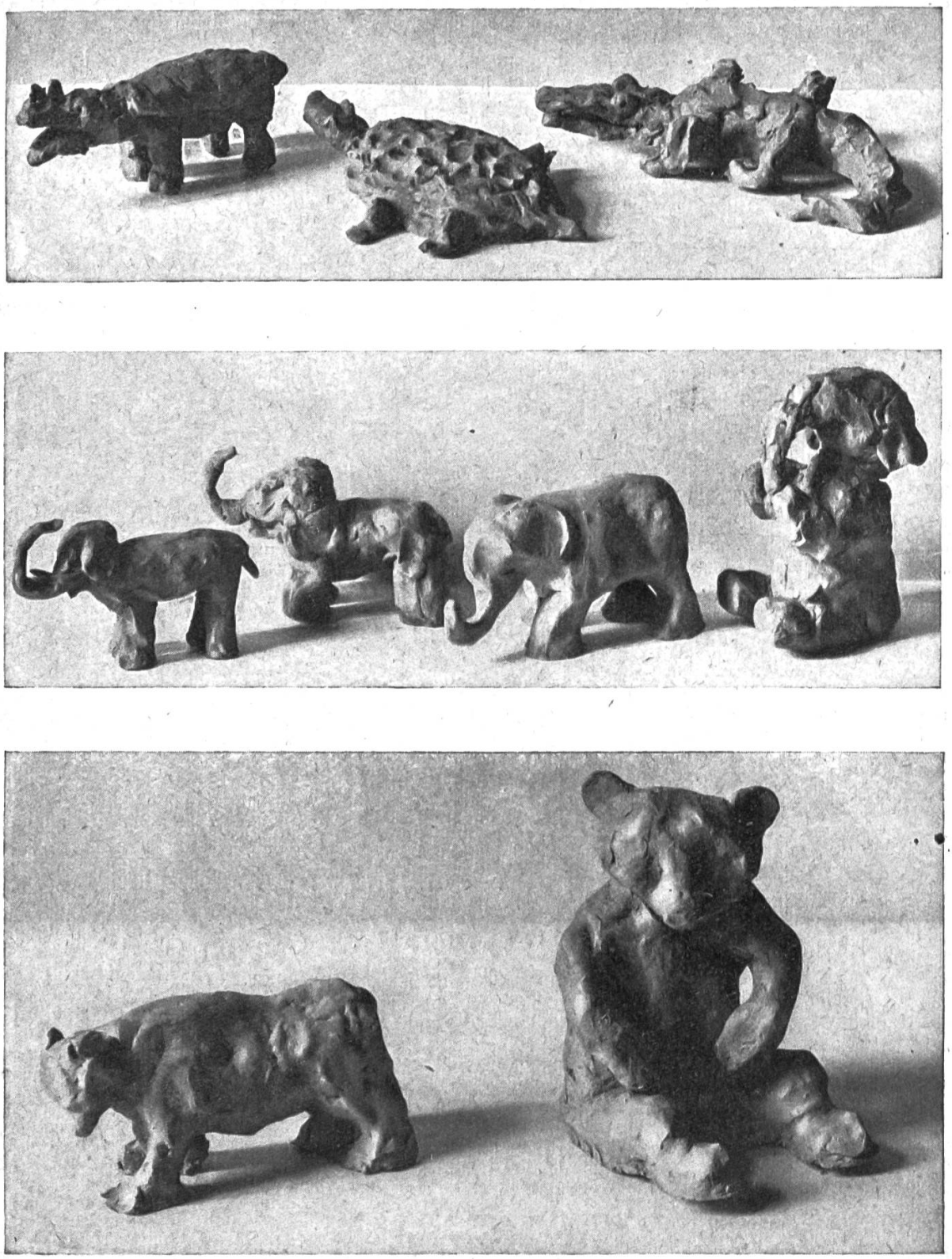


Abb. 4. Nashorn, Schildkröte, Krokodil, Elephant, Bär aus Ton geformt.

zu viele Hindernisse entgegenstehen, wenn das Verbessern zu umständlich ist, zuviel Zeit beansprucht oder mit einem Neubeginnen gleichbedeutend ist. Da wird es sich eben mit dem Gegebenen abfinden, später den Willen des Bessermachens aufgeben, um schließlich mehr und mehr in seiner Entwicklung zurückzubleiben.
Das Formen mit Ton ist also auch eine Erziehung zur Feinheit in der

Abb. 5. Aus Papiermasse *) geformt.

Formgebung, zur Gewöhnung an das Schöner- und Bessermachen und des Willens dazu, der sich dann später auch an allen anderen Arbeitsmitteln auswirkt.

Das Formen mit Ton, sofern es als reine Gestaltungsübung betrieben wird, erfordert von seiten des Lehrers keinerlei besondere technische Kenntnisse, die werden erst dann notwendig, wenn es sich um das Modellieren großer Figuren, um das Brennen, um Keramiken und Majoliken handelt. Für den Anfang ist das Gestalten mit dem Ton bloß ein Formen und Kneten mit der Hand ohne alle Werkzeuge. Die werden am besten ganz ausgeschieden, sie verleiten zum Eingraben und Ritzen, zum Zeichnen, und führen weg von der Plastik, die ein Ein- und Ausbuchten, ein Wölben und Vertiefen ist, die nichts mit Strichen zu tun hat.

Jedes Kind bekommt ein etwa zwei Faust großes Stück Ton mit der

*) Vergleiche den Artikel »Ein neuer Weg im Reliefgestalten« im Januarheft 1932 der Neuen Schulpraxis.

Aufforderung, daraus etwas Schönes zu machen, menschliche Figuren oder Tiere. Die Kinder versuchen zuerst wohl, alles aus Ton zu bilden, Häuser, Blumen, Bäume, Geräte, Flugzeuge usw., aber das eigentliche Gebiet des plastischen Formens sind die Lebewesen. Alles andere ist bloß als anfänglicher Versuch zu werten, der nach den erfahrenen Mißerfolgen bald aufgegeben wird, um aber später mit geeigneteren Stoffen mit mehr Erfolg wiederholt zu werden. (Das Formen geht in ein Bauen über.) So wird der Lehrer dem Kinde mit entsprechenden Aufgaben den richtigen Weg weisen und es veranlassen, sich hauptsächlich im Gebiet des rein Körperlichen zu bewegen und Formen, wie etwa die folgenden, zu gestalten: die Hexe mit Hänsel und Gretel, St. Nikolaus, Riese, Zwerg, Lastträger, König und Königin, Menschenfresser, Rotkäppchen, Arbeiter, Jäger, Soldat, Skifahrer, Fußballer, Masken usw., oder verschiedene Tiere, wie: Pferd, Hund, Katze, Wolf, Löwe, Maus, Krokodil, Märchentier, Elefant (Arche Noah als Gemeinschaftsarbeit) usw. (die Tiere am besten in liegender oder sitzender Stellung, weil die Beine zu schwach sind, das Gewicht des Körpers zu tragen). Vgl. die Abbildungen!
Von den anfänglichen kleinen Formaten geht man später zu größeren über, um das Kind zu veranlassen, sich um das feinere Durcharbeiten der Formen zu bemühen, von der ursprünglichen primitiven Form auf eine höhere Stufe vorzurücken, von der Stufe der allereinfachsten Gebärde, den ungeteilten, also bloß gestreckten Gliedmaßen zur Entwicklungsstufe der Bewegung, den geteilten, abgebogenen Gliedmaßen. Immer wird wieder darauf hinzuweisen sein, daß die Plastik als ein Gebautes, ein Gebäude, das stehen können soll, so geformt sein muß, daß es s t a n d f e s t ist. Zugunsten dieser Standfestigkeit wird also manchmal die »richtige« Proportion aufgegeben werden müssen, so daß nicht ein Abbild der Natur, sondern eben ein Bild aus Ton, eine Plastik, entsteht, ein S t a n d b i l d.

Eine Fülle neuer Perspektiven eröffnet sich dort, wo dem Gestalten mit plastischen Werkstoffen der gebührende Platz eingeräumt wird. Dort, wo dies zutrifft, tritt aufs neue Freude in die Schulstube ein, die mächtig hilft, die Entwicklung der gestaltenden Fähigkeiten des Kindes auf breitester Grundlage zu fördern, damit jene Fähigkeiten des Menschen zur Blüte zu bringen, die allein imstande sind, uns wirklich vorwärts zu bringen.

Handfertigkeit tut not, aber ohne Jdeen und ohne Phantasie ist sie zum Stillstand verurteilt. Bedenken wir dies, dann wird es uns leicht sein, zum plastischen Gestalten den richtigen Weg zu finden.

Das Kind in seinen ersten Jahren, das ist noch ein Charakter; wenigstens ist es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwiespalte kennt, die später den Charakter spalten, weil es noch eine einfache, wahre Natur ist. Reine Naturmenschen aber sind wahrhaftig; sie können nicht lügen, denn es ist ganz widernatürlich, anders zu scheinen, als man ist. Noch einmal muß ich es hier sagen: Wenn ein Kind an anderen nicht die Lüge sähe, von selbst würde es nicht so bald darauf kommen, zu lügen. An mancher Sünde ginge der Mensch vorüber, wenn sie nicht gerufen würde; gleichsam ins Leben gerufen, um sie dann mit allergrößter Mühe der Pädagogen wieder zu töten. Peter Rosegger.

Beim Bäcker

Gesamtunterricht im 3. Schuljahr Von H. Glesner

Hier handelt es sich offensichtlich um ein Stoffgebiet, das tagtäglich, und zwar mit wechselndem Gefühlston im Lebensraum der Schüler auftritt. Die wiederholten Beobachtungen und Erfahrungen haben gewiß mannigfaltige und nachhaltige Eindrücke hinterlassen, sodaß eine planmäßige Einführung in den Stoff stark in den Hintergrund gestellt werden darf. Die erste beste Gelegenheit mag uns zum Ausarbeiten dieses Lebensausschnittes bestimmen.

Sachunterricht.

Im freien Unterrichtsgespräch nehmen die Schüler Stellung zu den einzelnen Erlebnisberichten ihrer Kameraden, berichtigen Irrtümer, klären dunkle oder verworrene Mitteilungen, ahmen die verschiedenartigsten Tätigkeiten des Bäckers, seiner Gesellen und Lehrlinge, sowie eigenartige Arbeitsgeräusche nach, dramatisieren einzelne Szenen (Zwiegespräche), machen auf besondere Fälle der Rechtschreibung aufmerksam, versuchen mit Hilfe einer Wandtafelskizze ihre Beschreibung zu erläutern. Kurzum, der Stoffkreis wird von möglichst zahlreichen Gesichtspunkten beleuchtet und betrachtet. Um das Gespräch in Fluß zu bringen und zu halten, verwendet der Lehrer vorteilhaft u. a. nachfolgende Arbeitsanstöße:

Ich gehe Brot kaufen. — Karl holt einen Kuchen vom Bäcker. — O weh, die schöne Torte! — Als ich dem Bäcker half. — In der Backstube. — Allerhand Unglück. — Der Geselle an der Teigmulde. — Der Meister schiebt Brote ein. — Der Lehrling formt Semmeln. — Wir spielen Bäcker. — Vor dem süßen Schaufenster. — Das Müllerauto hält vor der Bäckerei.

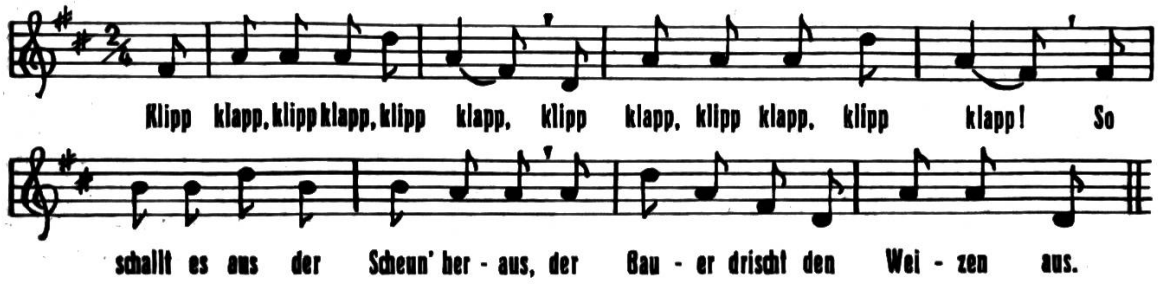
Körperliche Darstellung.

Zeichnen: Schaufenster mit allerlei Kuchen und Gebäck; Tortenständer mit halbierter Torte; Ladentisch mit Zeigerwaage; Brotgestell; Bäcker am Backtrog; ein Geselle schiebt Brot in den Backofen; der Laufbursche mit Brotkorb auf dem Fahrrad; Meister mit der Garnierspritze vor einem Kuchen.

Basteln: Wir schnitzen einen Brotschieber aus dem Deckel einer Zigarrenschachtel und kleben eine Bäckermütze aus weißem Seidenpapier. Wir formen verschiedenes Gebäck aus Ton.

Turnen: Wir ahmen die Handwerkerbewegungen nach: Wir rühren den Teig an (Sand und Wasser), kneten mit aufgestreiften Ärmeln, walzen einen Teigklumpen mit der Teigrolle dünn aus, schieben Brot in den Backofen.

Singen: Lied von den Semmeln.



2. :/: Klapp klapp, klapp klapp, klapp klapp! :/:
So geht die Mühle Tag und Nacht,
aus Weizen wird das Mehl gemacht.

3. :/: Trab trab, trab trab, trab trab! :/:
Das Auto führt die Säcke schwer
und holt das Mehl zum Bäcker her.

4. :/: Wapp wapp, wapp wapp, wapp wapp! :/:
Der Bäcker macht zuerst den Teig
und bäckt die gelben Semmeln gleich.

5. Und wenn die Kinder früh aufsteh'n
ist seine Arbeit schon gescheh'n;
sie trinken Kaffee in süßer Ruh'
und schmausen die frischen Semmeln dazu.

G. Winter.

Spielweise: Die Kinder stehen im Kreise und bewegen sich entsprechend. (Bei Strophe 1 Dreschbewegungen, bei Strophe 2 Fußstampfen und Händeklatschen, bei Strophe 3 in Rumpfbeuge vorwärts den schwerbeladenen Knecht nachahmend, bei Strophe 4 das Kneten des Teiges mit den Händen und bei Strophe 5 Kaffeetrinken und Essen der Semmel.)

Sprachliche Verwertung.

Lesen: Passende Lesestücke und Gedichte aus dem Lesebuch.

Sprech- und Schreibübungen.

Viele Leute trifft man in der Bäckerei: den Bäckermeister, die Bäckersfrau, die Gesellen, den Lehrjungen, das Dienstmädchen, den Laufburschen, das Ladenfräulein, die Bäckerstochter, den Bäckerssohn, den Ladengehilfen, den Hausknecht.

Allerhand Backwerk: Sandtorten, Kirschentorten, Zwetschgentorten, Eierfladen, Apfelkuchen, Kipfel, Brezeln, Roggenbrot, Zwieback, Milchbrot, Pfannkuchen, Käsfladen, Pflaumentörtchen, Kuchenmännchen usw.

Wie alles ist: Die Verkäuferin ist freundlich, das Brot ist noch heiß, die Obsttorten sind saftig, der Kuchenduft ist verlockend, die Bäckermütze ist schneeweiß, das Brotgestell ist blitzblank, die Auslage ist geräumig, das Gebäck ist billig; die Gesellen sind emsig, der Bäckerjunge ist hastig, der Meister ist streng, die Brotformen sind weiß bepudert, die Backformen sind fettig und glänzend, die Mehlsäcke sind staubig, der Backofen ist glutwarm usw.

Woraus die Dinge gemacht sind: Die stählerne Knetmaschine, die gußeiserne Schiebtüre, die blecherne Backform, das bleierne Wasserrohr, das kupferne Gewicht, der messingene Leitungshahn, der gläserne Wassermesser, der hölzerne Muldendeckel, die silberne Gebäckzange, der eiserne Schürhaken, die irdene Schüssel, die papierene Spitze rund um den Tortenrand, das seidene Siebtuch, der wollene Lappen, das leinene Handtuch usw. (Mehrzahlbildung.)

Ich möchte gern einmal Brot einschieben, eine Bäckermütze aufstülpen, in den Backofen hinein gucken, den Elektromotor anlassen, in die Knetmaschine hinein sehen, einige Semmeln formen, den gelben Teig kosten, vom Pudding naschen, mit dem Schaumschläger Eierschnee klopfen, mit der Teigrolle arbeiten, Ausstechformen in den Teig drücken, . . .

Was mir nicht gefällt: Daß die Bäckergesellen bereits um 4 Uhr morgens aufstehen müssen; daß der feine Mehlstaub so stark auf der Haut brennt; daß die Gesellen im Sommer oft in Schweiß gebadet sind; daß der Bäckermeister oft bei übler Laune ist usw.

Fleißige Hände regen sich.

Der Meister muß auf die Ofenhitze aufpassen; er muß nachsehen, ob die Knetmaschine gründlich mischt; er untersucht, ob das Weizenmehl keine Knollen enthält; er verziert das feine Gebäck mit Zuckerguß, buntfarbigen Cremen und Einmachfrüchten, er hält auf Ordnung und Pünktlichkeit im Bäckerhaus; er zahlt den Gesellen den Monatslohn aus, er belohnt den Lehrling mit einem Trinkgeld; er schreibt Briefe und Rechnungen; er schickt den Laufburschen Aufträge besorgen usw.

Der Geselle muß den Teig anrühren; er muß genau abwägen, wieviel Mehl, Hefe, Wasser und Salz für Brotteig nötig sind; er muß dem Lehrjungen zeigen, wie die Brotlaibe geformt werden; er muß den Brotschieber geschickt und flink schwingen können, sonst kühlt der Ofen sich zu stark ab; er muß nachsehen, ob der Teig genügend gegoren hat; er muß den Kuchenteig sorgfältig zubereiten; er darf die Backformen nur kaum bis zum Rand füllen; er soll den

Lehrjungen auf Nachlässigkeiten und Fehler aufmerksam machen; er soll dem Meister sofort mitteilen, wenn er irgendwo einen Schaden entdeckt hat usw.
Der Lehrling muß aufmerksam achtgeben auf die Worte und Anweisungen des Meisters und der Gesellen; er muß gut gehorchen; er muß die Backformen blank putzen und mit angewärmter Butter bestreichen; er muß die Brotkörbe entstauben und abbürsten, in Reihen stellen, hinreichen, entfernen; er muß das Feuer nähren, die Asche fortschaffen, mit dem Schürhaken die Schlacken vom Rost kratzen; er muß die Torten mit Früchten belegen, den Eierschnee schlagen, Gebäck und Brot in den Laden bringen usw. Überall muß er behilflich sein.
Der Meister erteilt Befehle: Morgen früh um 8 Uhr müssen 60 Laib Brot bereit sein! Heute nachmittag 4 Uhr müssen 100 Semmeln ins Spital geliefert werden! Rasch an die Arbeit! Du mußt im Laden aushelfen! Jedes Geschirr an seinen Platz! Nichts darf herum liegen! Lehrjunge, schabe alle Teigreste sorgfältig aus der Mulde! Bestreue die Tischplatte ordentlich mit Mehl, damit der Teig nicht kleben bleibt! Sieh nach dem Wasserstand! Bringe diese Briefe zur Post! Radle geschwind zum Bahnhof! Rufet mich, wenn das Telephon schrillt! Usw.

Zahlreiche Fragen:

(Eine wertvolle Denkübung ist es auch, die Schüler gemeinsam ergründen zu lassen, an welche Person die Fragen gerichtet sind.)
Der Meister: Wo steckt der Lehrling so lange? Weshalb steht ihr so müßig beisammen? Wer vergaß den Wasserhahn zu schließen? Wann sind die Torten gebacken? Wie lange befindet sich das Brot bereits im Ofen? Um wieviel Uhr haben wir den ersten Ofen frei für die Sandtorten? Wieviel Zentner Brikett hat der Kohlenhändler gebracht? . . .
Der Geselle: Wo ist der Arbeitszettel für heute? Sind die Backformen in Ordnung? Kann ich am Sonntag frei bekommen? Wer hat mir meine Mütze versteckt? Muß ich heute auch Vollkornbrot backen? Wo hast du den Büchsenöffner hingelegt? Warum hast du den Kellerschrank nicht geschlossen? Muß das Brotauto heute abend abgespritzt werden?
Der Lehrjunge: Wieviel Brotkörbe muß ich bringen? In welche Häuser muß ich noch Brot bringen? Soll ich jetzt die Mehlsäcke falten? War meine Schwester noch nicht im Geschäft? Wieviele Brote faßt ein Ofen? Wann muß ich die Kuchenmänner ausstechen? Darf ich auch schon ein Brot einschieben? Wann kann ich die Lehrlingsprüfung machen?
Die Bäckersfrau: Gibt es bald frisches Brot? Hat Frau Meyer die Rechnung bezahlt? Haben die Semmeln allen Kindern geschmeckt? Gefiel der Kuchen den Gästen? Was sagt ihr zu unserer Licht-Reklame? Sind Tüten und Papier bestellt worden? Was wünschen Sie, mein Herr? Wer hat die letzten Gäste im Eßsaal bedient?
Die Kunden: Kann ich noch eine Sandtorte zum Namenstag bestellen? Um welche Zeit öffnen Sie morgens das Geschäft? Können Sie nicht gefälligst den Laufburschen mit dem Gebäck in meine Wohnung schicken? Wieviel kostet das Dutzend Kipfel? Ist um die Mittagsstunde frisches Weißbrot zu haben? Um welche Zeit schließen Sie abends den Laden?
Wenn ich Bäcker wäre, würde ich ein schönes Geschäftshaus an der Hauptstraße kaufen, ich würde nur vortreffliches Gebäck und ausgezeichnetes Brot backen, alsdann bekäme ich zahlreiche Kunden, nun könnte ich meine Schuld rasch bezahlen, ich wäre immer freundlich gegen die Käufer, ich könnte mir ein prächtiges Auto und ein modernes Radio anschaffen, ich würde dem Sankt Nikolaus einen ganzen Ofen voll feines Backwerk schenken, ich gäbe den hungrigen Bettelkindern Semmeln statt Geld usw.
Oder in anderer Fassung:
Wenn ich einmal Bäckermeister bin, werde ich ein schönes Geschäftshaus an der Hauptstraße kaufen usw.
Zwiegespräch im Bäckerladen.
K. (Kunde): Guten Morgen, Frau Huber!
B. (Bäckersfrau): Guten Morgen, Frau Meier! Was wünschen Sie?
K.: Ein Zweipfundbrot, bitte!
B.: Bedaure, Frau Meier, Ihnen nicht damit dienen zu können. Vor fünf Minuten habe ich das letzte Zweipfundbrot verkauft.

K.: Ach, wie schade! Und nun?
B.: Wollen Sie nicht ein dreipfündiges nehmen, oder soll ich Ihnen 2 Pfund abwägen?
K.: Danke sehr, ich kann schon ein ganzes gebrauchen. Aber geben Sie mir eins mit knusperiger Rinde. Meine Kinder lieben das besonders.
B.: Recht gern, Frau Meier, hier wäre das richtige. —
K.: Besten Dank.
B.: Warten Sie, ich will Ihnen helfen, das Brot in die Tasche stecken. —
K.: Wieviel kostet es?
B.: 38 Rp.
K.: Hier ist ein Fünffrankenstück.
B.: Macht 38 — 40, 50, 1 Franken und 4 sind 5 Franken. Danke schön!
K.: Nun ade!
B.: Ade, auf Wiedersehn, Frau Meier!

Vor dem süßen Fenster. (Wunschsätze.)
Ach, die herrlichen Waffeln! Ei, die knusperigen Kipfel! Hätte ich doch ein saftiges Kirschentörtchen! Wenn mein Vater doch auch einen Bäckerladen hätte! Ich möchte gar zu gern Kuchen haben! Wenn mir nur die Bäckersfrau ein Biskuit schenkte! Usw. Schäme dich, du lüsternes Leckermäulchen!

Allerlei Geräusch in der Backstube. Der Elektromotor summt eintönig, Wasserdampf zischt aus dem Hahn, die Knetmaschine keucht, der Schaumschläger plappert lustig, der Lehrling trällert ein Liedchen, des Meisters Stimme klingt hell und deutlich, der Geselle pfeift eine flotte Melodie, das heiße Brot knistert wie knackendes Reisig, ein Satz Blechformen gleitet polternd unter den Backtrog, Töpfe klappern im Spülwasser, Schürhaken und Schaufel tönen zusammen, . . .

Der Meister schalt die Gesellen, weil sie zu spät zur Arbeit kamen; weil die Kunden ihr Gebäck nicht rechtzeitig erhielten; weil die Öfen nicht genügend geheizt waren; weil die Kellerlampe die ganze Nacht über gebrannt hatte; weil die Backstube nicht ordentlich aufgeräumt war; weil der Mosaikboden so schmierig aussah, weil sie der Bäckersfrau nicht aufs Wort gehorcht hatten; weil sie Streit angefangen hatten usw.

Rechnerisches Erfassen.

1. Der neue Dampfbackofen besteht aus 3 Öfen, die übereinander liegen. Der untere bietet Raum für 35 Brote, der mittlere für 30, der obere nur für 20. Der Bäcker braucht viele Brotformen!
2. Das Bäckerauto bringt Brot in die Krämerläden der Nachbardörfer. Montag 68 Laibe, Dienstag 52, Mittwoch 75, Donnerstag 49, Freitag 71, Samstag 84. Wieviel in dieser Woche?
3. Morgens früh lagen 95 frische Brote auf den Eisengestellen. Der Meister fährt mit 62 Laiben fort. Den Rest bringt der Lehrling in den Laden.
4. Karl soll im Bäckerladen 1 Fünfpfundlaib holen. Die Mutter gibt ihm ein Fünffrankenstück mit. Wieviel Geld bringt er noch nach Hause?
5. Der Geselle reiht Semmeln auf eine Blechplatte, in jede Reihe 6 Stück. Im ganzen macht er 8 Reihen. Das sind wieviele? Wieviele Tüten füllt die Bäckersfrau, wenn sie in jede ein Dutzend steckt? Rechne den Preis eines halben Dutzends zu 10 Rp. das Stück. Wie bezahlst du?
6. Für die Festtage braucht die Mutter 1 Kuchen und 4 Torten. Der Kuchen kostet 3 Franken, jede Torte aber 4 Franken. Stelle die Rechnung auf!
7. Der Bäcker rechnet für 1 Kuchen 20 Rp. Bäckerlohn, für eine Torte aber 50 Rp. Wieviel hat die Nachbarin zu zahlen, wenn sie zu Ostern 5 Kuchen und 2 Torten backen läßt?
8. Der Laufbursche hatte gestern einen guten Tag. In einem Hause erhielt er 30 Rp. Trinkgeld, in einem andern 25 Rp., in einem dritten 20 Rp., in einem vierten 1 Franken, in einem fünften 50 Rp. Das macht ein nettes Sümmchen!
9. Der Arbeitstag des Gesellen beginnt morgens um 5 Uhr und dauert bis abends 8 Uhr. Mittags ist eine Ruhestunde. Das ist ein langer Tag! Wieviel Stunden arbeitet er wöchentlich? (Sonntags arbeitet er nur von morgens 4 bis 10 Uhr.)
10. Ein Geselle verdient monatlich außer Kost, Wohnung und Wäsche 120 Franken. Er kauft sich ein Paar Schuhe für 12 Franken, eine Arbeitsjacke für 6 Fr. 50 Rp., ein Sonntagshemd für 4 Franken, eine Krawatte zu 1 Fr. 50 Rp. Als Taschengeld behält er 10 Franken. Wieviel Geld kann er seinen Eltern von diesem Monatslohn schicken?

Lehrmittel

Ein ABC von der Jugend — für die Jugend
gibt eben der Schweizerische Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen heraus. 26 Zeichnungen umrahmen ebensoviele Sprüche, die der Jugend in frohmütiger Weise gesundheitliche Lehren geben. Die Zeichnungen sind von vorbildlicher Geschlossenheit und werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Das Ganze, ein kleines Heft, kann zu 25 Rp. bezogen werden von Lehrer Ernst Zeugin in Prafteln, der auch die Jungbrunnenhefte und Heftumschläge des genannten Lehrervereins vertreibt.

Über die Herstellung des Linoleums
veröffentlicht die Linoleum AG., Giubiasco, eine reich illustrierte Monographie. Die Verkaufszentrale (Nüschelerstraße 30, Zürich) ist bereit, sie für den wirtschaftsgeographischen Unterricht in einzelnen Exemplaren, so lange der Vorrat reicht, an Lehrer kostenlos abzugeben.

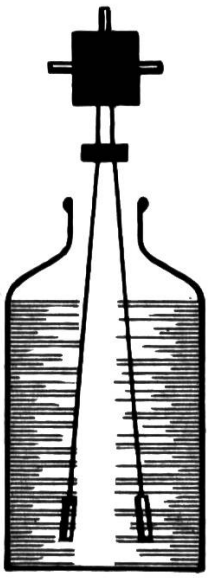
Tierbilderalbum Steinfels.
Noch vor wenigen Jahren wäre es niemandem eingefallen, Reklamebildlein mit ihrer damals grell unwahren Farbengebung ernsthaft als Lehrmittel zu empfehlen. Die Reproduktionstechnik hat seither gewaltige Fortschritte gemacht, und auch die Reklame wandelt heute ganz andere Wege. Vor uns liegt ein sprechendes Beispiel moderner Reklame, die nicht nur unaufdringlich ihrem Zwecke zustrebt, sondern auf ansprechende Weise wesentlich zur Belehrung der Jugend beiträgt. Die bekannte Seifenfabrik Friedrich Steinfels in Zürich hat sich auf die Zoologie verlegt. Das Lehrmittel soll durch die Jungen selbst verdient und zusammengestellt werden. Von der Firma ist ein Album herausgegeben worden, das in seiner soliden und geschmackvollen Ausführung durchaus nicht nach Reklame aussieht. Das Album enthält 320 numerierte Felder zum Einkleben von farbigen Bildern. Die Ufaleute der Tierfängerexpeditionen von Hagenbeck lieferten die interessanten Aufnahmen, welche absolut naturgetreu koloriert in vorzüglichem Vierfarbendruck wiedergegeben wurden. Jedermann weiß, daß zoologische Anschauungswerke recht teuer sind, sobald sie wirklich gute farbige Illustrationen enthalten. Das ganze Steinfelsalbum bildet daher ein Lehrmittel von nicht zu unterschätzendem Wert. Der Reklamezweck liegt lediglich in der Beschaffung von Album und Bildern. Diese kosten kein Geld, sondern nur etwas Sammeltätigkeit, und sind daher dem ärmsten Buben erschwinglich. Das Album kann durch Einsenden von Packungen erworben werden, und die Bilder sind den Produkten der Firma beigefügt. Eine solch vornehme und nützliche Art von Geschäftsreklame ist wirklich zu begrüßen und wäre sehr nachahmenswert. W. A. R.

Die Hefte der

Neuen Schulpraxis

veralten nicht!

Der 4. Jahrgang ist zum Preise von Fr. 6.— noch vollständig lieferbar. Infolge der vielen Nachbestellungen können vom 1. Jahrgang keine, vom 2. nur noch 3 und vom 3. 11 Nummern zum Preise von 50 Rp. pro Heft geliefert werden.



Offeriere der Tit. Lehrerschaft einen

Elektrodenapparat,

verstellbar für jede Wattaufnahme, dienlich zum Experimentieren in der Schule und auch zum Gebrauch für Süßmostherstellung in Korbflaschen. Derselbe ist für Lichtanschluß 110-220 Volt gebaut und wird zum Preise von Fr. 12.— abgegeben. Thermometer und Kabel je nach Länge zu Tagespreisen. Genaue Anleitung erfolgt bei der Belieferung. Höflich empfiehlt sich der Konstrukteur

B. Hug, Oberrieden

Telephon 924.796

Redaktion: Albert Züst, Dianastraße 15, **St. Gallen.**

H501
Mit
Carl Hagenbeck
auf Tierfang
Das interessanteste und spannendste Bildersammelwerk für Jung und Alt
Inhalt: Elefantenfang auf Sumatra Löwenjagd im Lande der Massai Fang von Mantelpavianen - Puffotterfang - Hyänenfang - Fang von Abgottschlangen - Affenfang mit Schlingen - Fang von Faultieren Jagd und Fang von Krokodilen Fang von See-Elefanten - Schildkrötenfang der Samoa - Insulaner Jagd auf den Pirarucu - Fang von Pinguinen - Leopardenjagd im Nyassaland
Total 320 Bilder in prächtigem Farbenkunstdruck auf Karton gedruckt.
Zu jed. Steinfels-Seife erhält man 1 Bild
Je zwei Bilder sind enthalten in folgenden Packungen:
Waschmittel:
Maga . . . -.80
Magaflocken . -.80
Steinfels-Flocken -.80
Jä-Soo . . . -.55
Toilette-Seifen etc.:
Zephyr-Toiletteseife . -.90
Zephyr-Toilettecrème . 1.50
Zephyr-Rasierseife 1.- u. 1.20
Zephyr-Rasiercrème . 1.25
Amorosa-Toiletteseife -.60
Aurora-Toiletteseife . -.40
Das Album kostet Fr. 1.50. Wer 15 leere Packungen von Maga, oder von Magaseife (Benzitseife) einsendet, bekommt es gratis.
Das Sammler-Abzeichen. Zu jedem Album wird ein künstlerisches Abzeichen gratis mitgeliefert.
FRIEDRICH STEINFELS ZÜRICH
Ich sammle Steinfels Bilder
Sammelt Steinfels-Bilder